

Luwig Kluin de Boer

# Aus meinen Erinnerungen



# Vorwort

von Gerhard Kronsweide

Am 14.2.1984 entdeckte ich in meinem ersten Jahr als Chronist in Jemgum bei der systematischen Durcharbeit der „Rheiderland-Zeitung im Archivband von 1907 mehrere Berichte „Aus meinen Erinnerungen“ von L.B. Insgesamt fand ich 15 Veröffentlichungen, die als Fortsetzungen abgedruckt waren. Mehr als die Initialen L.B. war auf den ersten Blick von dem Autor nicht zu entdecken. Beim der Lektüre entdeckte ich aber bald, daß der Schreiber den Standort seines Geburtshauses angegeben hatte: Ein Haus am damaligen Siel in der Oberfletmerstraße. Es handelt sich, wie schnell zu erkennen war, um das Pommer'sche Haus, in dem heute Hinni Arends mit seiner Familie wohnt.

Am Ende der Geschichte „Brannwienskopp und andere Sachen“ entdeckte ich dann verschlüsselt den vollen Namen des Autors: „giwdul niulk ed reob“. In der Erzählung aus seiner Kindheit gibt sein tauber Onkel ihm dieses Rätsel zu lösen auf und der junge Ludwig entdeckt, daß es sein eigener Name rückwärts gelesen ist: Ludwig Kluin de Boer. In der Karte von Jemgum von G. Muntinga aus dem Jahre 1804, die im Heimatmuseum in Weener hängt, ist an dieser Stelle „Gerjet Voget Kinder“ notiert. Gerrit Harms Voget, der 1794 52jährig verstarb<sup>1)</sup>, hatte in dem Haus eine Bäckerei betrieben. Im Jahre 1809 am 16. Mai heiratete Gerrit Vogets Tochter Berendje den Bäcker Aynt Harms de Boer. In Zusammenhang mit dieser Vermählung wird dieser das Gebäude erworben haben, das laut Brandkataster mindestens seit 1768, wahrscheinlich aber länger, der Familie Voget/Foget gehörte. Leider verstarb Aynts Frau Beerentje schon im darauffolgenden Jahr am 7. November 1810, nachdem sie kurz vorher am 28. Oktober Tochter Beerentje geboren hatte. Aynt vermählte sich am 4. April 1814 zum zweiten Male mit Grietje Hayen Knoop.

Dieser Ehe entstammen folgende in Jemgum geborene Kinder: 1814 Gepke, 1816 Hajo (Vater von Ludwig), 1819 Harm, 1822 Reventje (starb 1823), 1824 Diederikus Jacobus, 1826 Rieventje, 1828 Etje, 1831 (Totgeburt). Die Mutter Grietje Hayen Knoop starb 47jährig am 6. Dezember 1838 in Jemgum. Die Familie de Boer wohnte in dem Haus am Siel also seit dem Jahre 1809. Zur weiteren Familiengeschichte fand ich im Amtsblatt<sup>2)</sup> auch die Ver-

mählungsanzeige der Eltern von Ludwig Kluin de Boer:

Verheirathet:

H. de Boer

D. de Boer, geb. Kluin

Jemgum, den 1. März 1854

Und beim Blättern im Amtsblatt stieß ich auch auf die Geschäftsübergabe von Großvater Aeint H. de Boer auf Hajo de Boer im Jahre 1854<sup>3)</sup>. Auch die Nachricht über den Tod des alten Bäckermeisters Aynt wurde im Amtsblatt veröffentlicht. Wie de Boer aus seinen Erinnerungen berichtet, starb sein Großvater nach einer Neujahrsturmfut, zwar nicht im gleichen Monat, aber laut der Anzeige am 15.5.1855 im 78. Lebensjahr. Er wurde demnach etwa 1777 geboren. Leider konnte ich nicht ermitteln von woher er nach Jemgum gezogen ist.

Vater Hajo de Boer starb bereits vor 1872 und seit ca. 1885 bewohnte der Bäcker Engelke Nagel, ein Onkel des noch manchem als Waage- und Sielhus-Wirt bekanntem Engelke Nagel, das Haus.

Auf der Suche nach weiteren Lebensdaten zur Biographie Ludwig Kluin de Boers fand ich im Heirats-Register des Standesamts Jemgum<sup>4)</sup> noch folgende Angaben:

Der Lehrer Ludwig Kluin de Boer (ref.), geboren am 26.12.1854 zu Jemgum<sup>5)</sup>, wohnhaft zu Bremen, Vater: Bäckermeister Hajo de Boer (+), Mutter: Doetje, geb. Kluin, verheiratete sich 1879 mit Zwanette Sophie Elise Meyenberg (luth.), \* 29.2.1852 zu Jemgum, Vater: Thierarzt Diedrich Franz Meyenberg (62), Mutter: Janna, geb. Köster, beide zu Jemgum.

Im Heiratsregister befand sich auch der Vermerk über das Ableben unseres Schreibers: Ludwig Kluin de Boer starb im Jahre 1926 in Bremen<sup>6)</sup>.

Das Titelbild ist von Ernst Petrich gezeichnet. Es ist nicht sicher, ob es sich dabei tatsächlich um einen Blick auf das Jemgumer Sielhus handelt. Auf jeden Fall dürfte sich de Boer ein ähnlicher Blick aus seinem Elternhaus auf den rückwärtigen Jemgumer Hafen geboten haben.

1) Sein Vater Harrem Hinderks Voget und dessen Vater Hindrick Janssen Voogt waren ebenfalls Bäcker; zumindest sein Vater wohnte auch in diesem Haus.

2) Amtsblatt 1854, S. 440

3) Amtsblatt 1854, S. 755

4) Standesamt Jemgum, Heiratsregister 1879 Nr. 6

5) siehe auch Amtsblatt 1854 S. 2544 und Amtsblatt 1855 S.10

6) Standesamt Bremen, Sterberegister 1926 Nr. 2606

Gerhard Kronsweide

17. Februar 1984; Mai 2013

# Eine Wasserfahrt vor dreißig Jahren

(um 1875) aus Rheiderland-Zeitung vom 12. u. 15.1.1907

„Kling-ling-ling!“

„Van Nam‘dag um twäe Uer fahrt Kramer na Läer. Alle, däe mitfahren will‘n, meoten sück up de Siele infinn‘n.“ „Du, watt hett Hartmann in de Klokke?“ sä Ottje Tims teg‘n Gerhard Fimmen. „Hör doch teo, futt röppt hä weer.“ Und nachdem die „Flecksklokke“ aufs neue ertönte, hieß es wieder: „Van Nam‘dag um twäe Uer fahrt Kramer na Läer. Alle, däe mitfahren will‘n, meoten sück up de Siele infinn‘n.“ „Man daar fahr‘n anners doch gien Passaschäers mit ,t Beurtschipp. Heo kummt dat?“ „Ja, wäest wall, in Läer is van Dage Meyers Zirkus un hollt daar Vörstell‘n. Dä is up de Reise um de Welt, uut ,n Weddenschupp.“ „Mensk, daar moet‘n wi mit, dat wordt‘n Spaß.“

Kramer hatte Glück! Mit einer solchen Ladung hatte er wohl noch nie eine Tour nach Leer gemacht. Es hatten sich etwa fünfzig Personen eingefunden. Herrliche Fahrt mit frischer Brise emsaufwärts, die Passagiere lustig und guter Dinge in Erwartung dessen, was sie am Abend im Zirkus alles zu sehen bekamen. Da war zusammengekommen alt und jung., Mann und Frau, Mütter, die ihre Säuglinge unter fremder Obhut zu Hause gelassen, junge Brautpaare, Besuch aus der Fremde, dem man eine Abwechslung bieten wollte, junge Leute, die nach langer Arbeit sich eine Erholung gönnen wollten. Ein Hochsommertag, wie er selten ist im August, blauer Himmel, leuchtende Sonne, und dabei frischer Wind, der das Wasser angenehm bewegte und das Schiffelein, von kundiger Hand gesteuert, durch die Fluten schob, am Kloster, an Bentmersiel und Soltborg vorbei, hinein ins enge Fahrwasser am Bingumer Eiland entlang, oberhalb der Leerorter Fähre beim Dreistrom in die Leda hinein, wo das Schiff nach der Ankunft in Leer an dem Ufer bei der Wage anlegte und seine wertvolle Ladung löschte. „Van Abend na de Vörstell‘n fahr‘n wi weer terügge, well mitwill, meot sück uptied infinn‘n.“ Alle wollten natürlich wieder mit, die Fahrt war ja herrlich gewesen. Der übliche Umzug der Zirkuskünstler wurde angesehen, und abends die Leistungen derselben auf den Pferden, am Trapez und auf dem Seil bewundert, sowie die Vorführung der wilden Tiere angestaunt, und dann der Rückweg zum Schiffe angetreten, damit man die Abfahrt ja nicht verpasse. Einige Bekannte, die man getroffen hatte, schlossen sich

an. Es dauerte doch recht lange, bis sich alle eingefunden hatten, und die Abfahrt verzögerte sich um geraume Zeit. Endlich wurden die Taue gelöst, und das Schiff stieß vom Ufer ab. Der Wind war mittlerweile abgeflaut, der Schiffer hatte aber guten Mut, sie würden mit der Ebbe langsam nach ihrem Bestimmungshafen treiben. Jawohl, langsam, sehr langsam!

Es war schon dunkel geworden, als sie aus der Leda in die Ems fuhren, und das Lichtlein auf der Leerorter Punte zeigte ihnen, auf welcher Seite sie dieselbe passieren mußten. So gelangten sie ins Bingumer Rack, dichter Nebel stieg aus den Wiesen empor, es wurde empfindlich kalt; die Vorsichtigen hüllten sich in ihre Mäntel und Tücher, die meisten hatten aber, in Anbetracht des schönen Sommertages nichts zum Umlegen mitgenommen, sie stiegen hinab in den Raum, um gegen die Kälte geschützt zu sein.

„Du, harr ,k doch man mien Overschäeter mitnom‘n, ,t wordt ördentlik kolt“, sagte Ottje Tims, „man well kunn dat van Nam‘dag wäeten.“

„Up ,t Water is‘t alltied frisk, darum nehm ick hum ook meesttieds mit“, erwidert Gerhard Fimmen, der aufmerksam über Bord ins Wasser schaute und plötzlich fortsetzte:

„Du, wäest wat, ick leöv, wi ligg‘n stille!“ „Heo kummst up so‘n Idee? Wi drieven doch mit de Ebbe of.“ „Kiek man in ,t Water, dat löppt sachte wieder, un dann na de Walle, kannst hum e‘vn schimmern säen, dat blivvt alle up desülfde Stäe.“ „Och, Mensk, maak doch gäen Geschichten, du versüchst di.“ „Du kannst d‘r wahrhaftig up an, paß man ,n bittje up; kiek daar, dat Struukje an de Walle blivvt häeltied teg‘n uns.“ Als sie nun den Kapitän Kramer aufmerksam darauf machen, meint der: „Dat heb ick all lang markt, man ick wull man niks segg‘n, um de Lü näet upgeregt teo mak‘n. Wi sünnt seker up ,n Hööfd raakt.“

Und so war es. Die Gesellschaft wurde auf merksam, und als man die Situation begriffen hatte, fing ein Lamentieren an. „Man heo lange meot‘n wi hier dann noch sitten?“, fragte Etteus Wenkela, der beim Besuch in seiner Heimat die Fahrt mitmachte.

„Um äen Uer is‘t Fleot, dann fangt‘t Water weer an teo stieg‘n, und dann sööl‘n wi wall so tegen dräe Uer flött word‘n, solange meot‘n wi uns gedüld‘n“, antwortete der Schiffer.

Das war eine böse Sache. Hier bei Grotenstäen neben dem Plytenberge mit dem Beurtschiff auf dem „Hööfd“ festsitzen, dazu bei Nacht, so etwas

war wohl noch nicht dagewesen. Die Geister, die am Plytenberge hausten, mögen wohl ganz verwundert gewesen sein ob des Stimmengewirrs, das sich nun erhob. „Man Ji harr‘n doch ook beter uppassen muß Schipper!“ - „Warum heb Ji näet futt, as Ji‘t markten, mit de Klootstock naschoven?“ - „Dann helpt dat näet, dann meot‘n d‘r ‚n paar in ‚t Water un schuven ‚t Schipp van ‚t Hööfd of.“ - „Dat is ‚n mooie Baantje, hier bi Nacht up de Eemse teo bliev‘n.“ - „Nu köön‘n wi uns man up ‚n paar Stünne an Bord inricht‘n.“ - „Schipper, wat heb Ji dann vöör Proviant an Bord?“ - „Niks, dar hebb‘n wi uns gar näet up inricht‘t.“ -

„Das ‚n mooie Geschichte, niks teo eten und teo drinken, gäen Natts of Dröögs in ‚t Lief, sowat is noch wall nooit west.“ „Och, mien arm Kindje, heo sööl‘n se dat wall stille krieg‘n!“, jammert die Mutter. „Man wat för ‚n Meoder lett dann ook wall, wenn sä ‚n lüttjet Kind an de Bost hett, Huus - Huus wesen, un geit d‘r langs?“ „‘t is doch ‚n verdammt Stück, wenn ‚m dat wäeten harr!“ „Ja, wenn .... wenn de Buur wennt dann pleogt hä näet.“ -

Allmählich beruhigte sich die Gesellschaft. Sie suchen sich in ihr Schicksal zu finden und demselben die beste Seite abzugewinnen. Unten im Raume kann man vielleicht noch ein Plätzchen zum Schlafen finden. So denken auch der Meester und sein Kúsjes, die den andern Morgen um acht Uhr wieder die liebe Schuljugend um sich versammeln müssen.

„Sieh doch, Schwanhilde, was für einen schönen Mantel ich gefunden habe!“ ruft ein junger Mann, der mit der Schlafdecke vom Bestmann Harm Uhr, die er in dessen Koje gefunden, an Deck umherstolzert, wie ein spanischer Grande, die Zipfel der Decke um die Schulter schlagend.

„Aber Oloff, die Decke vom Koch ...“ „Ja, ich friere aber ganz entsetzlich.“ „Wat is dat för äene?“ fragt Schipper Kramer. „Och, dä is dar van boven ut Dütsland, ick löf ut ‚t Fürstäenenland, dä is bi de Peerdokter up Besoek, un hett ok näet docht, dat ‚t hier s‘ nachts so kolt is.“ „Na, blief mi man wiet genug mit de Deken weg, man kunn ‚t näet wäeten ....“ Mittlerweile hat der Bürgermeister Gesenius Zwiegespräch mit dem Bestmann und Koch Harm Uhr gehalten, und das Resultat ist, das dieser darangeht, Feuer in der Kombüse zu machen, um den kleinen Rest Tee, den er noch in Vorrat hat, zu bereiten. Er hat aber nur zwei „Kummkes“, Milch und Kluntjes gibt es

nicht: „Trinken wir ihn auf chinesische Art.“

Nach dem Gebrauch wird das Gefäß eben mit Emswasser umgespült, und dann bekommt es der nächste; aber der Tee reicht lange nicht für alle. Inzwischen ist die Flut aufgelaufen, und man wartet mit Spannung, daß das Schiff flott wird. Aber was dann, noch ist Windstille, und es wird mit der Flut wieder (ems)aufwärts treiben.

Allmählich graut der Morgen, und mit ihm erhebt sich ein leichter Wind, so daß, wenn auch langsam, Vorsprung gewonnen und gegen fünft Uhr die Höhe des Bestimmungsortes erreicht wird. Die Schläfer da unten recken sich und kommen herauf. Der Lehrer meint: „Es ist doch Naturgesetz, daß man beim Schlafen an Körperwärme verliert und sich deshalb warm zudecken muß. Die Theorie scheint aber nicht richtig zu sein, denn ich bin ganz warm nach dem Schlafen.“ Er hatte neben der Kombüse gelegen und gar nicht gemerkt, daß Harm Uhr ein ordentliches Feuer in derselben angefacht hatte; daher die Wärme.

Beim Einlaufen in den Hafen wurde das Brautpaar an der Werft abgesetzt und nach der Landung am Kai zogen die Vergnügungsreisenden eiligst ihrem heimischen Herde zu, um möglichst noch ein „Oog vull“ zu nehmen. Am Nachmittag desselben Tages setzt sich der müde Kúsjes Martin Buse nach der Schulzeit in seine Stube, läßt den Kopf auf den Tisch sinken und ruht bald in Morpheus Armen. Er erwacht, sieht nach der Uhr - - - „sieben“.

„Jetzt ist es aber hohe Zeit, daß ich mich fertig mache, denn um acht Uhr beginnt der Unterricht. Er nimmt sein Handtuch und geht hinab, Toilette zu machen, wie es vor dreißig Jahren für junge Leute Sitte war, in ‚t Achterhuus. Geheimnisvoll sagt er zu Weerdina, dem langjährigen Mädchen in der ‚Meesteräe“: „Ick hebb de häele Nacht näet up Bedde west, man segg‘n Sä niks na.“ „Dat wäet wi ja all, dat ‚s doch niks Näes mehr.“ „Dat wäeten Sä all, man waarvan, sünn Sä dann up mien Kamer west?“ „Nee, Sä sünt doch de häele Nacht in ‚t Schipp west.“ „Ja, dat was ja de vör‘ge Nacht, man verleden Nacht.“ „Ick verstah Hör gar näet, Sä drömen noch wall. Ick an Hör Stee wür gau maken, dat ‚ck in‘t Bedd kwam.“ „Man ick meot um acht Uer doch in de Scheole wesen.“ „Doch erst mörgen freo um achte.“ „Ist ‚t dann abends söven Uer? Hur-



ra, nu kann ,ck ja noch de häele Nacht slapen.“ Und nun nie wieder eine Abendfahrt per Segelschiff auf der Ems, man ist von zu vielen Zufälligkeiten abhängig. - Aber schön ist und bleibt doch die Erinnerung, nicht wahr, liebe Fahrt- und Leidensgenossen?“

## Jahrmarktsfreuden

RZ 17.1. u. 19.1.1907

„Well will? Well kann? Well düürt? Hurra, ,n Keoke as ,n Burenplaatse, dar kann ,n häele Familie Hochtied up holl'n!“

“Bahns is d'r up't Markt mit sien Tafel unner Unkel Jokes Linn'nboom (vorm Sielhus). Ja, es war mal wieder Markt. Wir Kinder hatten schon tagelang vorher den Beurtschiffer gefragt: “Wanneer fahr Ji hen un hal'n de Kramen?“ Und in der Erwartung kommender Dinge war der Spielplatz der gesamten Jugend an den Hafen verlegt worden, wo wir zum Aerger der Anwohner lärmten und tobten, Krieger spielten, den Deich herunterrutschten und über den Sielbalken, über die grausige Tiefe hinweg balanzierten, bis der Sielwärter Unkel Joke kam, aus Angst, wir möchten ins Wasser purzeln, und uns hinwegtrieb.

Wenn dann das Beurtschiff in Sicht war, stürmten wir alle nach der Ems, und beim Einlaufen in die Muhde warf Schiffer Kramer uns ein Tau ans Ufer, und unter hellem Jubel wurde das Schiff zum Liegeplatz gezogen.

Dabei ist es mir einmal schlecht ergangen Beim Tollen den Deich hinunter hatte ich meinen Fuß verstaucht; das Glied war an den Knöcheln angeschwollen. Doors Ilsen mußte Blutegel setzen, und kaum war die Blutung gestillt, da hieß es: „De Kramen komen!“ Auch ich stürmte mit hinaus und zog aus Leibeskräften am Seil. Durch die Anstrengung hatte sich aber die Wunde wieder geöffnet, und als ich nach Hause kam, fand sich, daß mein Schuh voll Blut war. Jetzt wurde ich ins Bett gepackt und durfte auf ärztliche Anordnung die beiden Markttag nicht hinaus. Das war hart. Vielen Dank euch noch, lieben Freunde, daß ihr den Einsamen, wenn auch nur auf kurz bemessene Zeit - denn lange ließ euch der Markttrubel nicht los -

aufsuchtet, ihm von den Herrlichkeiten erzähltet und von den gewonnenen Kuchen abteiltet.

Am Ufer nun waren hilfreiche Hände genug vorhanden, die Bretter der Krambuden ans Ufer zu schleppen. Die Marktdamen, Frau Bahns nebst Tochter, und Frau Noormann, die regelmäßig von der Stadt mit ihren Kuchenbuden kamen, um uns Kinder zu beglücken, hatten genug aufzupassen, daß die Sachen nicht durcheinander gekramt wurden, und der Aufbau ging unter unserer Hilfe flott vonstatten, bis das Segeltuch über die Holzhäuser gezogen wurde und die Buden vorne geschlossen waren.

Ja, Frau Bahns und Frau Noormann sind uns lange Jahre treu geblieben, und wenn es ,mal passierte, daß außerdem noch ein Karussell oder eine Bude mit Spielsachen aufgeschlagen wurde, so war das ein besonderes Ereignis; einmal war sogar eine „Kökeltelte“ (Panorama), da, die hinter dem Deich auf dem Warf aufgestellt war. Ein Tisch mit Spielsachen fand sich auch wohl ,mal ein, wo man auf einer Roulette die herrlichsten Sachen gewinnen konnte. Und dann „Greetje Geertjes“ mit ihrem Korb, aus welchem sie „Oeljeflurten“, „Kakintjes“ und „Balkes“ verkaufte, welche in Blättern aus unseren Schreibheften eingewickelt waren, die wir ihr dazu übermittelt hatten.

Die guten Zeiten freilich, als das Amt noch am Platze und der Markt groß und bedeutend war, habe ich nicht mehr gekannt, davon könnten nur noch ältere Leute uns erzählen.

Am Marktmorgen gab es warme „Stuten“, und Engelmöe, Stuten-Jan‘möe und Minemöe liefen den ganzen Tag mit ihrem Korb und versorgten die Einwohner mit „Knappkeoken“ und „Kanäelkeoken.“ Wenn wir dann morgens zur Schule gingen, mußten wir eben über den Markt, zu sehen, „of de Kramen all open sünn“ und kamen wir nach Schluß des Unterrichts zurück, dann stand vor jeder Bude ein Holzblock, und gleich ging es los: „Wat büttst d‘ mi? Ticktack un ,n Slag?“ „Nee, bloet ,n Slag un ,n Ticktack.“ Es handelte sich nämlich um das Entzweischlagen der Honigkuchen der Länge nach. Frau Bahns hatte lange, schmale, dabei zähe Kuchen, Frau Noormann dagegen kurze, breite, die „broß“ waren und leichter entzweisprangen. Während wir nun bei ersterer zwei Schläge, zum mindesten

einen Slag und Ticktack nötig hatten, um den flachen Kuchen der Länge nach zu spalten, konnten wir es bei letzterer schon mit einem Schlag, wenn nicht gar mit einem Ticktack besorgen; die Teile des Kuchens, die über die Schneide des Beiles hinausragten, rissen bei dem Schlag gewöhnlich schon mit ab.

Du fragst: Was ist ein „Ticktack?“ Ich weiß nicht, ob anderwärts diese Schläge in Schwang sind. Bei uns würden wir verwundert aufhorchen, wenn jemand nicht wüßte, was ein „Ticktack“ ist. Doch, gib Acht! Du faßt das Beil mit dem Stiel zwischen dem Zeige- und dem Mittelfinger, so daß die Schneide dir zugekehrt ist, dann klopfst du einmal mit dem Stiel - „tick“ - und andermal mit dem Rücken des Blattes - „tack“ - auf den Block, drehst die Hand nach außen herum und führst so einen Schlag gegen den Kuchen. Ein wenig Fertigkeit gehört dazu, aber so sicher wie beim gewöhnlichen Schlage geht es nicht, weshalb die Chance „Ticktack“ un „n Slag“ auch vorteilhafter war als „Slag un „n Ticktack“, weil man die Stelle zum Weiterspalt mit dem Schlag besser treffen konnte als mit dem Ticktack. Der Gewinner bekam den Kuchen und der Verlierer mußte ihn mit zwei Pfennigen bezahlen.

Wenn abends die jungen Burschen auf den Markt kamen, dann wurden in den Block zwei eiserne Krampen parallel eingetrieben, und man versuchte mit einem hölzernen Schlegel einen dickeren, quer darauf gelegten Kuchen zu durchschlagen. Jetzt blühte auch Bahns Weizen. Er war inzwischen von der Stadt gekommen, hatte seinen Tisch aufgestellt und darauf ein Spiel Karten ausgebreitet. Auf jedes Blatt legte er einen Honigkuchen, große und kleine durcheinander. Die Blätter eines zweiten Spieles steckten einzeln aufgerollt in engen Holzröhren und waren in einem Beutel wohlverwahrt. Diejenigen eines dritten Spieles bot Bahns zum Kaufe aus, je vier für einen Groschen.

„Well will? Well kann? Well düürt? Hier können Keoken wunn’n werde’n as ‘n Burenplaatse!“ Hatte er seine Karten an den Mann gebracht, dann nahm er den Beutel mit den Röhren und schüttelte diese ordentlich durcheinander.

„So, nu geit ‘t los. Jetzt rappel di Katz und vogel die Maus, dann fliegt der

wahre Jakob heraus”, und nun mußte einer der Mitspielenden ein Rohr aus dem Beutel ziehen. Unter banger Erwartung schob Bahns mit einem Stäbchen die Karte heraus, rollte sie auf und: “Rutenbuur! Well hett Rutenbuur? Rutenbuur hett wunn’n!” (Rutenbuur wird im frz. Kartenblatt der Karo Bauer sein) Dann ergriff er den größten Kuchen vom Tisch, schwenkte ihn in der Luft herum und rief: “Hurra, ‘n Keoke as ‘n Burenplaatse, kön’n wall tein Mann Hochtied up holl’n. Hurra!” Wenn wir ihn dann auch an den Armen zupften, er habe sich vergriffen, so schwenkte er ruhig weiter und “‘n Keoke as ‘n Burenplaatse, kön’n wall tein Mann Hochtied up holl’n”, bis er endlich den kleinen daneben liegenden Kuchen nahm und mit Achselzucken sagte: „‘t is man ,n Junk van ,t Olt; man well kann vör ,n Unglück, wenn ,t Huus vull is, de Kinner up d‘ Böhne un de Ledder in d‘ Pütte!“ Und dann ging die Geschichte wieder von vorne an.

De „Mallmöhlen“ - das Karussell - stand etwas weiter von der Straße abwärts, da, wo sich das Pflaster dem Hafen zuneigt, auf der schiefen Ebene. Die Folge davon war, daß nach der Straßenseite zu die Pferde fast den Boden berührten, während sie an der Hafenseite hoch über demselben emporragten. Wir Kinder mußten deshalb an der Straßenseite aufspringen.

Für die Fortbewegung sorgten wir meistens selber, so daß der Besitzer nur das Geld einkassierte und das Ringenstecken überwachte. Wenn unser Fahrgeld nämlich alle war, traten wir an die Innenseite der Pferdereien und schoben, um uns dann nach ein paar Runden auf den Gaul hinaufzuschwingen und als blinder Passagier die letzten Runden mitzumachen. Der Besitzer drückte gern ein Auge zu, leisteten wir ihm doch hilfreiche Hand, und war auf eine volle Besetzung des Karussells, besonders der Innenpferde, selten zu rechnen. Nur wenn reicher Zuspruch war, wurde einer von den „Sielheeren“ gedungen, der schieben mußte und einen Groschen für „‘n Sööpke“ erhielt.

Du merkst schon lange, lieber Leser, daß es kein Marktvergnügen für Erwachsene war. Die gingen zur Stadt, wenn ,t Läerder Krüüs- of Gallmarkt war. Letzterer, der Gallmarkt, wur-de am stärksten besucht.

„Läerder Krüüs, - dann bliev wie in Hüüs,  
Läerder Gall - dann koom‘ wi all‘.“

Dieser dauerte schon damals drei Tage: Mittwoch, Donnerstag und Freitag.

Wenn am Mittwoch morgen die jungen Leute im Sonntagsstaat am Hause meines alten Onkels vorbeingingen, sagte er: „Dar gaan sä hen, ‚t beste Packje up de Puckel, un dann na ‚t Market. Jung wat heb je, nu de Schesee (Chaussee - Straße nach Leer) klaar is, dat doch beter as wi in unse Tieden. Henteo de Knäen dör de Klei. Aenmal was wi up ‚t Gallmarkt, do muß Keindat Leemhuis ‚s avens sien Marktsbrud - ‚n Marktsbrud harr‘n wi alle - häel de Diek langs na ‚t Jemger Feer up ‚t Vörwark breng‘n, un dat in barkedüster Nagt, de Bückspiep‘n in de Steevels un dann gung ‚t los. Wi wacht‘den in Läer so lange, bet hä weer terüggkwam, un dann gung ‚t over Noortmerfeer de Klosterdiek langs na hier. Jung, man ‚n Plesäer was ‚t doch.“ - Das war in den dreißiger Jahren (1830-1840).

Am Donnerstag war der Markttag für das Gesinde der Polderbauern, und als die Chausseen im lieben Rheiderlande noch nicht gebaut waren, zogen die Knechte und Mägde auf dem Rückwege über den Deich durch unsern Flecken und dann weiter auf dem Dukelwege nach dem Polder. Hier bei uns kauften sie dann für ihren Schatz den Honigkuchen. In der Nacht passierten sie unsern Ort, das Rheiderländer Gallimarktslied singend:

Un der Jünglink, er Bog in die Frömde,  
Un der Jünglink, er Bog in die Frömde,  
Un nach Jahren kehrt er Burück, rück, rück,  
Un nach Jahren kehrt er Burück.

Un er erblickt sein Mädgen in der Ferne,  
Un er erblickt sein Mädgen in der Ferne,  
Un er schaut sie mit liebendem Blick, Blick, Blick,  
Un er schaut sie mit liebendem Blick.

Un er tut sein Mähädgen grüsen,  
Un er tut sein Mähädgen grüsen,  
Doch sie, sie will es nicht sehn, sehn, sehn,

Doch sie will es nicht sehn.

Denn du brauchst mir ja gar nich ßu grüsen,  
Denn du brauchst mir ja gar nich ßu grüsen,  
Denn ich habe ja schon längst einen Mann, Mann, Mann,  
Denn ich habe ja schon längst einen Mann.

Un das ist d'r so einen gansen feinen,  
Un das ist d'r so einen gansen feinen,  
Der mich d'r gar nich entbehren kann, kann, kann,  
Der mich d'r gar nich entbehren kann.

Un der Jünkling, er Bog d'r von dannen,  
Un der Jünkling, er Bog d'r von dannen,  
Un er weinte d'r bitterliek, liek, liek,  
Un er weinte d'r bitterliek.

Alle Widerwärtigkeiten des Weges hatten der Fröhlichkeit keinen Abbruch getan, wenn auch manche im Dunkeln auf dem Klosterdeich ausgeglitten und den Deich hinabgekollert waren durch den vom Regen durchweichten Klei. Hu! wie sahen sie manchmal aus in ihren rotgefütterten Wämsen, von unten bis oben voll Schmutz; aber der Branntwein hatte auch dafür gesorgt, daß sie dagegen abgestumpft waren.

„So, nu geeft mi ins ‚n dicke Keoke vör mien Trientje“, see Hinderk, „man dar mutt upstaan: ‚Aus Liebe.“ - „Och wat, Keerl, äene mit ‚Zum Andenken“ deit ok“, meinte Jan. „Nee, mien Trientje deit ‚t näet minner, wäest wall, säe is all lange mien Brut.“

Den Kleinknecht Geerd, der sich Jantje, die Großmagd, zur Marktbraut erkoren hat, ist das Feiern nicht besonders bekommen und er meint kleinlaut: „Kunn‘k wall ‚n Kluckje kolt Water kriegen!“ Nun wird er ausgelacht und gehänselt, und „Jantje, kumm, wat wullt du mit so ‚n Marktsjunge, kumm laat dä Fent doch loopen“, ruft Harm, „is dat ook‘n Keerl?“

„Wat hest du up mi teo seggen, büst sülfs ja man ‚n Oerdhoop, kumm her, wenn de wat wullt, wat mäenst du ägentlich, du Blicksem,

wullt äene an de Snute hebb‘n?“ und es dauerte nicht lange, so ist die Kei-  
lerei in Gang, und es setzt blutige Köpfe...

Chausseen und die Eisenbahn haben dem Marktverkehr andere Bahnen  
angewiesen, und man weiß jetzt noch kaum am Platz, wie ein „Pollerbu-  
renknecht“ aussieht.

Im Herbst war „Bäestmarkt“. Wir Jungen hatten schon Tage vorher unsere  
Peitschen in Orung gebracht, mit einem ordentlichen Schmick versehen  
und sie eingeknollt. Die Pfähle zum Durchziehen der Taue, an denen 18die  
Tiere angebunden wurden, waren eingerammt, und am Abend vor dem  
Markte unter Aufsicht von „Flecks Hartmann“ die Taue hindurchgezogen  
worden. Wir gebrauchten diese dann als Schaukel, und am andern Morgen  
hingen diese schlaff von Pfahl zu Pfahl und mußten nachgezogen werden.

Schon frühzeitig kamen die Bauern von den umliegenden Ortschaften mit  
ihrem Vieh und wir liefen ihnen bis zum Eingang der Ortschaft entgegen,  
den Knechten treiben zu helfen. Nur wenn die grimmigen Bullen, schwere  
Ketten nachschleppend, herankamen, traten wir doch etwas ängstlich zur  
Seite und bewunderten den Mut der Knechte, solchem Stier entgegentret-  
ten. Die störrischen Tiere wurden gewöhnlich an der Sielmauer angekettet,  
denn es kam genugsam vor, daß sie die eingerammten Pfähle aus dem  
Boden rissen.

Mit den Bauern fanden sich auch die Händler, in blauen Kitteln und mit  
lose um den Hals geschlagenen Tuche ein. Dieselben, meist mosaischen (=   
jüdischen - die Redaktion) Glaubens, wanderten über den Markt, um sich  
die passende Ware auszusuchen, manchmal auch gingen sie den eintreibenden  
Bauern entgegen, um der Konkurrenz zuvorzukommen.

„Wat will‘n ji vöör dæ Keo hebb‘n?“

„Fieft ein Pestolen.“

„Ji bünt wall mall, Gott de Gerechte, vöör so‘n lütjet mager Däer? - Twalf  
Pestolen will ,k geven un nicks mehr.“

„Na, dann näet.“

Unser Bauer wußte wohl: „Dæ kummt all weer, will‘n man ,n bittje wach-  
ten.“

Inzwischen verabredete der Händler mit seinem Kumpanen, daß er das Tier schlecht machen und dem Bauern noch weniger bieten soll, bis er dann selbst wieder auf der Bildfläche erscheint, die nebenstehenden Tiere mustert, und als ob es ihn weiter gar nicht interessiert, so nebenbei fragt: „Na, hebb‘n Sä sück nu besunn‘n? Sall ,k de Ko hebb‘n?“

„Ja vöör fieftein Pestolen.“

„Ick will d‘r noch äen half Pestol bileggen, twalf un ,n half Pestol, dat is ,t Allerhogste.“

„Näe ‘t blifft bi fieftein Pestolen.“

„Man uut Oflaten und Bäeden word ‘n Koop klaar. Nu segg‘n Sä dann ook is äen Woord.“

„Na, dann vöör väertein un ‘n half Pestolen.“

„Hollen S‘ hör Hand her, wenn ‘k d‘r noch äen Oort bilegge, helpt dat?“

Und als der Bauer den Kopf schüttelt, „na, dann dartein Pestolen“, und damit schlug er kräftig in die dargereichte Hand ein.

„Näe, näe“, meint der Bauer, „watt ick seggt hebb‘, daar blifft bi. Legg‘n S‘ d‘r noch watt bi.“

„Koom‘n S‘ her, will‘n erst ‘n mal äen lüttje Snaps drinken. Nu segg‘n S‘ mal dat Ueterste, war sall ,k de Keo vöör hebb‘n?“

„Och, ick kann hum geod genug los worr‘n, dat hett gar gäen Ile.“

„Dann kann ,k d‘r nicks an maken“, und damit geht Nathan ab, kehrt aber nach einigen Schritten wieder um und sagt: „Dat Allerleste, ik bae dartein un‘n half Pestolen, un nu gev‘n Se na. Sall‘k hum lösbinnen?“

„Nä, nä, laat hum man staan. Seggen Sä väertein Pestolen, dann will‘k mit mi reden laten.“

„Nä, seggen Sä väertein; dann kom‘n wi am Enne binander.“

„Na, dann man teo.“

„Nu will‘k Hör watt seggen, sööl‘n wi de Scheel rieten, dann kriegen S‘der noch än Oort bi un dann fief Groschen vöör‘t Kopptau.“



„Dat is ja vöör mien Knecht.“

„Nu also, väertein Pestolen min ,n Oort.“

„Na, dann man teo! - Glück dermit! und mit einem Handschlag wird der Kauf besiegelt.

So spielt sich überall der Kauf ab; hier rascher, dort langsamer, und gegen Mittag kommen dann Käufer und Verkäufer, Freund und Feind, gemeinschaftlich in unser Haus, um „Krintstute mit Botter“ zu essen und eine Tasse Kaffee dabei zu trinken.

Am Markttag, Anfang Oktober, wurde nach alter Sitte zum ersten Male im Herbst in der Wohnstube ein Feuer angelegt und von da an regelmäßig unterhalten. An langen Tischen setzten sich dann die Leute nieder, und ich habe manchen frommen Israeliten gesehn, der vor Beginn der Mahlzeit erst die Zeremonie des Gebets vornahm, indem er sich den Gebetsriemen mehrfach um den Arm wand und dabei, mit dem Gesicht nach Osten gerichtet, Gebete murmelte. Bescheidene und Unbescheidene saßen am Tische. Kam da ein Jud' zu meiner Mutter und sagte: „Säe meoten' n bittje up dän Buur daar achter passen, dä smeert sück de Botter vöölsteo dick up de Stute, haast än Vördelpund, so ,n Mann sull sück wat schamen!“ Und dabei war er selber der Sünder gewesen und wollte bloß den Verdacht von sich ablenken.

War die Stube voll, so wurden die Gäste auch wohl in der Küche untergebracht. Dann kam es vor daß in unbewachten Augenblicken, wenn Mutter und das Mädchen im andern Zimmer waren, einer sich daran machte, sich den Kaffee, der fertig im Kessel am Herde stand, nachzuschicken, und er meinte dann ganz gutmütig, wenn Mutter darauf zukam: „Ick mäen, daar was warm Water in de Ketel.“

Schon zeitig, gegen zwei Uhr, war der Markt zu Ende, und die Knechte, mit ihrem Taugeld in der Tasche, sangen auf dem Heimwege:

Jung Siegfried zog zum Kriege,  
Vidibumsvallera, juchheirassa,  
Jung Siegfried zog zum Kriege,  
wer weiß, kehrt er zurück.

Singt nur herzlich weiter, ihr fröhlichen Marktfahrer, mir sind die anderen Strophen entfallen. Bei uns fing dann das große Reinemachen an. War das Wetter regnerisch und viel Schmutz draußen, so mußten die Stube und der Hausflur erst mit der Schaufel vom Klei gereinigt werden, bevor das Schrubben losgekn konnte und nach beendigter Arbeit gab es dann ein reiches Mittagessen als Gegenleistung für besonders aufgewendete Mühe, „t kunn d'r ja up staan“, denn das Geschäft hatte einen guten Gewinn abgeworfen.

Für uns Kinder waren damit die Jahrmarktfreuden zu Ende, und wir mußten uns auf das kommende Jahr vertrösten. In späterer Zeit, als die Chausseeverbindungen hergestellt waren, kam hin und wieder in der Zwischenzeit wohl ein elegantes Karussell auf einige Tage, und mir wurde erzählt, daß auch Erwachsene, Damen und Herren sich am Fahren beteiligten, während diese sich in meiner Jugendzeit scheu zurückhielten, na einmal: ,t Ding was ook derna - und andermal: andere Zeiten andere Sitten.

## Brannwienskopp und andere Sachen <sup>1)</sup>

Als am zweiten Weihnachtstage 1854, nachmittags drei Uhr die Kirchgänger aus dem Gottesdienste nach ihrer Wohnung zurückkehrten, hielt Dr. med. Sauermilch 2) in einem Elternhause einen „Brannwienskopp“ hoch zum Zeichen, daß da während des Gottesdienstes ein Kindlein geboren war. Mein Onkel Menninga 3) löste sich aus der Reihe der Kirchgänger und kehrte eiligst ein, um die jungen Eltern zu beglückwünschen und den Neugeborenen - das war ich - in Augenschein zu nehmen. Nach herzlicher Gratulation zur Ankunft des Erstgeborenen mußte er auf der Mutter und des Knäblein Wohl ein paar Löffel voll Branntwein und Rosinen aus dem „Brannwienskopp“ nehmen, denn so verlangte es die damalige Sitte, nach welcher auf Rosinen, die man vorher in Wasser oder Branntwein hatte aufquellen lassen, Branntwein und Zucker gegeben wurde, welcher Trank dann in einer silbernen Schale oder Terrine, eben dem „Brannwienskopp“, den Besuchern der jungen Mutter kredenzt wurde, und dem diese dann

auch in herzhafter Weise zusprachen Besagter „Brannwienskopp“ gehörte in Ostfriesland damals so selbstverständlich zum jungen Haushalt, wie man anderwärts im lieben deutschen Vaterlande gleich zur Hochzeit die Wiege mit in die junge Ehe brachte.

Den Bestrebungen des Herrn Hesse 4) , der bis 1853 in J. amtierte, scheint es nicht gelungen zu sein, den „Brannwienskopp“ zu verbannen, wenn er auch berichtet: „Der in J. bei Geburten und Kindtaufen herkömmliche „Branntweinkopf“ mußte weichen und hat sich hoffentlich bis heute nicht wieder eingestellt.“ Ich möchte überhaupt annehmen, daß er die Erfolge des Enthaltensamkeitsvereins, die er kräftig und warm unterstützte, in gar zu rosigem Lichte gesehen hat, denn wenn er schreibt: „Solange ich in J. war, d.h. in zehntehalb Jahren, habe ich in der Gemeinde nur zweimal in einem Wirtshause einen Schnaps trinken sehen, das eine Mal von einem Auswärtigen, das andere Mal von einem dem Trunke ergebenen Herrn, der mich damit verhöhnen wollte“, und er aus dieser Wahrnehmung den Erfolg konstatieren will, so ist das doch sicherlich ein Trugschluß, denn erstens wird der Herr Pastor wohl selten ins Wirtshaus gekommen sein; und zweitens: bei zwei Schnäpsen in zehntehalb Jahren hätten die Wirte sicherlich bankrott gehen müssen, was nicht geschehen ist, denn der Hauptkonsum im Wirtshause war in damaliger Zeit der Schnaps, Bier und Wein wurde seltener getrunken, und Selterswasser? . . . . . 5). Der alte Jan Heeren gab ein anderes Bild. Er erzählte mit Stolz: Wat ik in mien Tied vör'n stahfesten Keerl was, ,n Keerl as'n Boomm ,n Kreos 6) Janever stöttde mi nät um.“

Also bei solch festlichen Gelegenheiten gab es etwas aus dem „Brannwienskopp“. Für uns Kinder hatte der Storch gewöhnlich einen „Twäbak mit Sükker“ zurückgelassen. Zwanzig Jahre später bekam man in Ihrhove bei solch freudigem Ereignis sechs Wochen lang statt des „Elfürtje“ ein paar Löffel voll aus dem „Brannwienskopp“ und das Einweichen der Rosinen wurde manchmal zu hinterlistigen Zwecken statt mit Wasser, am Abend vorher mit Branntwein besorgt, für die jungen Mädchen, die hauptsächlich die dicken, vollen Rosinen angelten, häufig von unangenehmen Folgen.

Daß die Sitte in den letzten Jahrzehnten nachgelassen hat, wird wohl seine Hauptursache in hygienischen oder noch mehr ästhetischen Gründen ha-

ben; denn gegen den Gebrauch desselben Löffels und des einen Gefäßes lehnt sich das ästhetische Gefühl auf, wenn die meisten Menschen auch nicht ahnen, welche Gefahren in hygienischer (gesundheitlicher) Beziehung damit verbunden sind. Hat man doch schon vielerwärts aus denselben Gründen beim heiligen Abendmahl den Einzelkelch eingeführt. Man hat versucht, den Trank aus der Terrine in Gläser zu füllen und ihn so zu kredenzen, aber aus einem Glase schmeckt Wein besser als Branntwein mit Rosinen, wie denn auch Wein und Bier den Branntwein vielerwärts verdrängt haben, und so glaube ich, daß allmählich die Sitte eingehen wird, aber ein halbes Jahrhundert später als der sel. Hesse meinte 7) .

Am Neujahrstage 1855 war eine große Sturmflut und unser Haus kam in Gefahr. Alle Männer arbeiteten an der Instandhaltung der Wasserwehren, die dem schweren Druck des Wassers nachgaben. Selbst der Arzt schob die Mistkarre, um den Deich und die Wehren mit Dünger zu verstärken, dabei bis an den Knien im Wasser watend. Um sich nun bei der kalten, nassen Arbeit keine Erkältung zuzuziehen, wurde fleißig heißer Grog getrunken, und meine Mutter, der sie nichts von der Gefahr erzählten, schaute verwundert von ihrem Bette aus auf den Vater und den Arzt, die hin und wieder in die Stube traten und lustig und aufgeräumt waren, und fragte wiederholt, was sie hätten, bis sie es ihr später, als die Gefahr vorüber war, erzählten.

Mehrere Jahre vorher hatte das über die Sielhöhe dringende Hochwasser eine Ecke unseres Hauses weggerissen, im Innern die Möbel umhergeschwemmt und kleinere Sachen mit fortgespült. So fand man eine metallene Tabaksdose, die wir später noch lange in Gebrauch hatten, in der Hecke des Apothekengartens wieder.

Bei einer späteren Flut, die Anfang Dezember, zwei Tage vor St. Nikolaus, über die Deiche lief 8) , wurden wir nachts erst geweckt, als das Wasser schon einen halben Fuß hoch vor unserem Hause stand, und unter die Haustür hindurch ins Haus lief, nach hinten den Ausweg suchend. An der Seite des Hauses hatte es ein tiefes Loch gewühlt, die Fundamente bloßgelegt und war dann, nachdem es die Seitenkayung des Gartens gesprengt, ins Tief gestürzt.

Während derselben Flut ist das Preit'sche Haus eingestürzt9), und als zwei

Leute mit einem Boot hinüberrieserten, ob auch Rettungshilfe not tat, wurde von der reißenden Strömung der Kahn durch das Loch getrieben; einer kam mit dem gekenterten Boot im Garten an, von wo aus er sich in Sicherheit bringen konnte, während der andere sich auf den Boden des Hauses rettete, hier in banger Furcht das Ende des Hochwassers abwartend. Doch aus eig'ner Anschauung kennen die meisten Leser die Hochfluten und ihre Verheerungen.

Mein Großvater, der sich bei dem Hochwasser um Neujahr eine Erkältung zugezogen hatte, starb noch im selben Monat, so daß ich nicht das Glück gehabt habe, ihn, wie überhaupt einen Großvater oder eine Großmutter kennen zu lernen.

Vater und Mutter waren beide ernste Personen, die es mit dem Leben sowie den religiösen Dingen ernst nahmen. Daß aber meine Mutter als junge Frau einer übermütigen Handlung fähig war, schließe ich daraus, daß sie einstmals meinem Großvater, der sein Mittagsschläfchen im Sorgenstuhl am Herde hielt, mutwilligerweise ein paar Tropfen kalten Wassers aus dem Teekessel, den sie übers Feuer hängen wollte, auf den Fuß goß. Erschreckt sprang der Großvater auf und lief jammernd auf humpelndem Fuß durchs Zimmer mit dem Rufe: „De hett mi de Foet verbrannt!“ Erst allmählich beruhigte sich der alte Herr, als meine Mutter unter Tränen lächelnd ihm versicherte, es sei nur kaltes Wasser gewesen, er könne sich durch den Augenschein überzeugen, im Kessel sei gar kein heißes Wasser. Wenn Mutter uns Kindern diese Episode erzählte, fügte sie immer ernsthaft hinzu: „Und ich wollte, ich hätte es doch nicht getan, denn von dem Schreck hätte Großvater den Tod haben können; darum laßt es lieber, andere Leute zu erschrecken!“

Und nun will ich auch ihr lieben Freunde, die ihr dieses Blatt lesen werden, noch mitteilen, wie es kam, daß wir in der Schule anfangen, unsere Namen rückwärts zu lesen. In O. wohnte ein Onkel von mir, der seit seinem sechzehnten Lebensjahr infolge einer Krankheit taub war. Man unterhielt sich mit ihm, indem man mit dem Finger auf den Tisch oder auf den Arm schrieb. Im Lesen dieser Schrift hatte er im Laufe der Jahre eine solche Fertigkeit erlangt, daß es ihm einerlei war, von welcher Seite er die Bewegungen des schreibenden Fingers beobachtete. Ja, wenn man kaum halb

mit dem Schreiben fertig war, kombinierte er sich den Schluß selbst, und man konnte ihn, wenn derselbe falsch war, nicht mehr von seiner einmal gefaßten Meinung abbringen. Er erzählte das Gelesene dann weiter, unbekümmert darum, was für Unannehmlichkeiten aus der unrichtigen Überlieferung entstanden.

Ein paarmal im Jahre besuchte er uns in J. Wir Kinder freuten uns jedesmal, wenn er erschien, denn er war sehr kinderlieb und wußte sich trotz seiner Taubheit gut mit uns zu verständigen. Am liebsten gab er uns Rätsel auf oder ließ uns Wörter entziffern, in denen er die Buchstaben verstellt hatte, oder wir mußten die Wörter rückwärts lesen. So gab er mir, der ich eben anfang zu buchstabieren, auf, wie „giwdul niulk ed reob“ von rückwärts gelesen heiße, und helle Freude leuchtete aus meinen Augen, als ich meinen eigenen Namen fand. Nun fingen wir in der Schule an, die Namen der Mitschüler und Mitschülerinnen rückwärts zu lesen, und lange Jahre hindurch wurden diese mit ihrem rückwärts gelesenen Namen gerufen. So hatten wir „ejteirg ed reob“, „drahreg nemmat“, „ejtto tims“, „anna tims“, „tmeer moobnee“, „grebneyem“<sup>10</sup>) und noch andere. Woher aber der Name „Sebasru“ kam, ist mir vollständig entfallen.

Da der Onkel die Worte nur las und nicht auch hörte, so sprach er alles aus wie es geschrieben stand und behauptete, daß er auf französisch Leonhard Gu-il-lau-me<sup>11</sup>) heiße, so hätten ihn in der Franzosenzeit auch die Soldaten angerufen. Im Alter von sechzig Jahren hatte er das Unglück, daß er auf dem Deiche über einen Lehmklumpen stolperte, hinfiel und eine Rippe brach. Der Arzt lächelte, als er behauptete, er habe gehört, daß es knaxte, fand dann aber doch, daß eine Rippe gebrochen war. Im Alter von 91 Jahren ist er in Biebrich am Rhein gestorben. Friede seiner Asche!

- 1) aus Rheiderland-Zeitung vom 14.2. und 23.2.1907
- 2) Johann Heinrich Andreas Sauermilch von 1848-1887 Arzt in Jemgum - nach C. Stracke, Arzt und Heilkunst in Ostfriesland, Aurich 1960, S.128, S.148
- 3) Bäcker Lammert Menninga oo 1837 Berentje A. de Boer
- 4) von 1844-1853 Pastor in Jemgum, Verfechter des 1843 gegründeten Jemgumer Enthaltensamkeitsvereins

5) siehe auch dit un‘ dat Nr. 7, „Zur Geschichte des Marktwesens in Jemgum“, Kapitel „Volksvergnügung“

6) ein Kreos = 1 Krug (Maßeinheit)

7) Wie wir wissen, hat sich der Brauch bis heute gehalten und wird wohl auch im kommenden Jahrtausend zum ostfriesischen Brauchtum gehören

8) wahrscheinlich die Flut vom 3.12.1863, vgl. Kirchenchronik in dit un dat Nr. 12

9) ein Gebäude, das kurz vorm ehemaligen Deich östl. neben dem Gebäudes von Wirtje Mennenga stand

10) grebneyem = Tierarzt Meyenberg, dessen Tochter er später heiratete

11) Bäckermeister Leonhard Wilhelm Boekelmann, \* 20.4.1808 Oldersum, verheiratet am 20.9.1850 in J. mit Gepke de Boer (\* 4.9.1814 Jem.); seine Taubheit wird bei der Vermählung extra im Kirchenbuch erwähnt

## Meine erste Schulzeit

RZ 9.3.1907

Im Alter von vier Jahren wurde ich im Herbst zur Schule geschickt. Mein Vater meinte zur Mutter: „Dann sitt de Junge toeminsten warm, un wi wäeten, war hä is.“ Denn ein Kindermädchen zu halten, kostete Geld, und die Eltern waren vom Geschäft in Anspruch genommen. Dem Lehrer war es damals auch recht, die Schüler vor dem sechsten Lebensjahre aufzunehmen, weil das Schulgeld einen Teil seiner Einkünfte ausmachte. Die Schule stand neben der Kirche und hatte damals zwei Klassen, die unterste, zweite umfaßte die drei ersten Schuljahre und die erste die fünf letzten. Wir unterschieden sie mit „lüttje Scheole“ und „grootte Scheole“.

Der Lehrer der Gemeinde stand der ersten Klasse vor und mußte auf eigene Kosten einen Gehilfen halten, der die zweite Klasse unterrichtete oder, wie die Leute damals sagten, in de lüttje Scheole bi de Kinder „uppaßte“.

Unbewußt vielleicht trafen die Leute das Richtige, denn die Gehilfen waren eben aus der Schule entlassene Jünglinge, die sich auf das Lehramt vorbereiten wollten, und als Zöglinge bei einem Lehrer eintraten, der sie in die Geheimnisse der pädagogischen Kunst einweihen sollte. Ein solcher Zögling mußte dann 100-200 Kinder in der

Klasse unterrichten, wovon er selber noch nichts verstand, sondern es erst lernen wollte. Außerdem hatte er für den ersten Lehrer Privatunterricht zu erteilen. Und wie stand es mit der Disziplin! - - - Aber es verursachte den Gemeinden wenig Kosten, und selbst ein Dutzend Jahre später konnte die Gemeinde W., die größte im Reiderlande, eine Klasse von 134 Schülern mit einem Aufwand von ca. 300 Mark jährlich versorgen. O, gute alte Zeit, wie ist in dir an Generationen gesündigt worden! Gott Lob und Dank, daß der Wandel der Zeiten bessere Verhältnisse geschaffen hat!

Wir Kleinen hatten selbstverständlich kein Bewußtsein für unsere Lage; wir freuten uns, wenn am Schluß des Unterrichts auf dem Schulboden der Hahn krächte und „Sienbohnen (Rosinen) für uns legte.-

Der damalige Lehrer, Herr Wilkens, oder Meester Wilkens, wie er genannt wurde, war schon alt und hatte lange Jahre segensreich in der Gemeinde gewirkt. Er war zugleich Küster und Vorsänger; die niederen Küsterdienste besorgte jedoch ein anderer, in meiner Jugendzeit Berend Sleur, wofür er vom Lehrer besoldet wurde. Die Erwachsenen sprachen nur mit Achtung und Liebe von Meester Wilkens, und in der Lehrerschaft Ostfrieslands hatte sein Name einen guten Klang. Er leitete einen gemischten Chor und gab Unterricht im Flötenspiel. Auch mein Vater hatte das Flötenspiel bei ihm gelernt und blies uns Kindern an Sonntagabenden, wenn Mutter zur Kirche war, oft ein Lied auf der Flöte.

Ein Original, wie es in früherer Zeit ja viele gab, soll auch Meester Wilkens gewesen sein. So ging er mit der brennenden Pfeife in die Klasse. Wenn er einen Schüler züchtigen mußte, warf er ihm sein Käppchen zu, das ihm der arme Sünder dann ans Kateder tragen mußte, wo derselbe seine Strafe empfang.

In bezug auf seine religiösen Ansichten war er etwas liberal angehaucht, und man erzählte von ihm, daß er häufig die Worte aussprach: „‘t sall mi wunnern, ‘t sall mi wunnern!“ Er meinte, wie es im Jenseits aussehen würde; und seine letzten Worte auf dem Sterbebette sollen gewesen sein: „‘t sall mi wunnern, ‘t sall ... mi ...“, da drückte der Tod ihm die Augen zu. Mag nun daran etwas Wahres sein oder nicht, soviel ist gewiß, daß die



Leute noch jahrelang nachher sagten: „‘t sall mi wunnern, ,t sall mi ..., sä Meester Wilkens, do was hä dood.“

Die beiden Pastoren hielten die Leichenreden, und während der eine seinen schlichten, ernsten Lebenswandel, seine Treue in der Arbeit, seine Liebe und Fürsorge für die Schüler und die Gemeinde rühmte und ihn als leuchtendes Vorbild hinstellte, tadelte der andere seine religiösen Ansichten, die Zuhörer ermahmend, ihm nicht auf den Weg des Zweifels zu folgen.

Im Mai 1861 kam der neue Lehrer, den die Gemeinde aus Woltzeten berufen hatte, B.\* van der Laan, und zum Herbst desselben Jahres trat ich, eben schulpflichtig geworden, in die erste Klasse ein. Jetzt bekam ich auch den üblichen Holzkasten für die Bücher, welcher mit einem Schiebdeckel versehen war und einen Griff zum Anfassen hatte. Maler Eimen mußte den rohen Kasten anstreichen und auf den Deckel eine Bark unter vollen Segeln malen. Diese Holzkasten, von uns „Tafel“ genannt, verursachten beim Gebrauch ein störendes Geräusch, weshalb sie eine stete Plage für den Lehrer waren. Es dauerte aber eine lange Zeit, bis dieselben verschwanden und dem Tornister Platz machten. - Zu Wilkens Zeiten war der erste Tag im Monat immer schulfrei gewesen, wir nannten ihn das „Maandfeest“ - Monatsfest. Dann zogen wir in langer Reihe, einander bei der Hand gefaßt, in der Weise durch die Straßen, daß die ganze Schar unter den emporgehobenen Armen des ersten und zweiten gebückt hindurchgehen mußte, und wenn alle hindurch waren, die beiden letzten stehen blieben und wieder die andern durchließen, und so abwechselnd weiter. Dabei wurde gesungen:

Het is gedaan nit lehren,  
„Poppen .....“ will mi näet scheren

Das war der Spitzname des Barbiers. Als nun van der Laan kam und der Barbier sich bei ihm über die Jungen beschwerte, hob er das Monatsfest sogleich auf, und von da an mußten wir auch am ersten des Monats der Schule unsern Tribut entrichten. Der Umzug durch den Ort wurde verboten.

Ueberhaupt hatten wir gegenüber den umliegenden Ortschaften großen

Vorzug, wir brauchten des Vormittags nur von acht ein halb bis elf Uhr, und nachmittags von 1-3 Uhr zur Schule, während die üblichen Schulstunden von 8-11 und von 1-4 Uhr lagen. Der Lehrer war aber amtlich verpflichtet, Abendschule von 5-7 Uhr zu halten, was gewöhnlich der Gehilfe besorgen mußte. Der Besuch derselben war freiwillig, mußte aber extra bezahlt werden. Dieser Zustand hat sich gehalten, bis mit dem Gehülffensystem gebrochen und ein zweiter Lehrer eingestellt wurde, dann traten auch hier die üblichen Schulstunden ein. Das war aber erst in den siebziger Jahren.

Mit der Schülerbibliothek lag es damals recht im argen, und wir begrüßten es mit Freuden, als auf van der Laans Anregung eine neue Bibliothek angeschafft wurde. Die Zeiten waren damals eben ganz andere als heute, das Geld hatte höheren Wert. Ich entsinne mich 19z. B. nicht, als Kind je ein Buch zur Unterhaltung (Märchenbuch usw.) im Besitz gehabt zu haben. Die Eltern richteten sich nach dem Grundsatz: „Wenn ,t Geld köst, dann huift ,t näet“, und ließen die Sparsamkeit walten; ebenso erging es den meisten meiner Mitschüler. Erforderte aber der Unterricht, daß Bücher angeschafft werden mußten, dann war Vater auch einverstanden, wengleich er erst nach reiflicher Ueberlegung an die Ausgabe heranging. Griffeln durften wir nur ohne Papierumhüllung kaufen, weil die nur halb so teuer waren; dieselben wurden in der Mitte durchgebrochen; den gebrochenen Stift durfte ich aber nicht anscharfen, der mußte durch das Schreiben spitz werden. So wurde allen pädagogischen Anforderungen, die lange Stifte und dabei geschärfte verlangten, Hohn gesprochen. Aber der Lehrer durfte nicht wagen, solche Forderungen durchzusetzen, denn er wäre dadurch in Kollision mit dem Elternhaus gekommen. Erst später wurden auf Kosten der Schule Griffelhalter angeschafft und den Schülern, insbesondere den unbemittelten, unentgeltlich zur Benutzung in der Schule überlassen.

Für den Geographieunterricht hatte ich den Schulatlas von Lichtenstein und Lange bekommen, der damals 1 Thlr. 24 gr. kostete. Etwa ein halbes Jahr später bekam mein Freund auch einen solchen, der kostete aber 1 Thlr. 25 gr., jedenfalls, weil inzwischen eine neue um eine Karte vermehrte Auflage erschienen war. Als dessen Vater nun hörte, daß mein Atlas nur 1 Thlr. 24 gr. gekostet habe, mußte der Bote Berend Schelten Kramer auf seinem nächsten Gang zur Stadt in der Buchhandlung die 10 Pfg. reklamieren, weil

jedenfalls ein Versehen stattgefunden habe. Sieht man jetzt, wie das Material zum Schreiben und Zeichnen in der Schule geradezu verschwendet und von den Schülern ruiniert wird, so merkt man: „Tempora mutantur“. Wir aber wurden dadurch zur Sparsamkeit erzogen.

Als wir nun die neue Bibliothek benutzen durften, verschlangen wir mit Interesse die Märchen, von denen wir bis dahin noch nicht gehört hatten, denn das Märchen von „Jan in't papieren Huuske“, das bei unseren Zusammenkünften immer erzählt wurde, war doch gar zu dürftig und ordinär. Ich kenne es nicht mehr genau, aber die Kraftstellen, die immer mit besonderem Nachdruck vom Erzähler hervorgehoben wurden, haben sich bis jetzt meinem Gedächtnis eingeprägt.

Eine Hexe wollte Jan, der in einem papierenen Hause wohnte, holen, um ihn zu braten. Sie klopft in der Nacht an sein Fenster und ruft: „Jan, deo mi de Döör open!“ „Ick deo bi Nacht gäen Döör of Fenster open.“ „Wenn du mi de Döör näet open deist, dann m...\*\* ick di hum teo de Hängen ut.“ Jan öffnete nun und wird von der Hexe in den Sack gesteckt, den sie auf den Rücken hebt und fortschleppt. Unterwegs legt sie den Sack ab, setzt sich hin zum Ausruhen und schläft ein. Diese Gelegenheit benutzt Jan, zu entschlüpfen, nachdem er den Sack voll Dornen und Disteln gefüllt hat. Nun wacht die Hexe auf, hebt eiligst den Sack auf den Rücken und geht weiter. Als die Dornen sie in den Rücken stechen, ruft sie: „Magst nett so vööl steken mit Nadels und Spellen as du wullt, uut kummst d'r näet.“ Zu Hause angelangt, merkt sie den Betrug und macht sich bald von neuem auf den Weg, Jan zu holen. Beim papierenen Häuschen wiederholt sich dasselbe Zwiegespräch; auf dem Heimweg schläft die Hexe wieder ein, und Jan packt den Sack diesmal voll Schlick und Schlamm, der unterwegs aus dem Sack der Hexe auf den Rücken tropft, was sie zu dem Ausspruch reizt: „Magst nett so vööl sch..... und m.....\*\*\* as du wullt, uut kummst d'r näet.“ Doch genug davon, ein Segen, daß uns in der neuen Bibliothek andere Geistesnahrung gereicht wurde.

Später hatten wir einen Gesellen, der uns abends nach Feierabend die Sagen von Gudrun und den Nibelungen erzählte. Das war eine herrliche Zeit, wir konnten kaum Feierabend abwarten, und der Kreis der Zuhörer wurde

immer größer. Leider blieb der Geselle nur ein halbes Jahr bei uns, und wir Kinder sahen ihn mit Bedauern scheiden. Jedenfalls ist er in seinem Handwerk nicht so bewandert gewesen, wie im Märchenerzählen, weshalb mein Vater ihn entließ.

\* Berend, 1861-1877 Lehrer in Jemgum

\*\* mieg = „piß“ - die Redaktion

\*\*\* S..... = schieten , m..... = miegen - die Redaktion

## Judika - Examenstag

„Kumm, gehst mit na Snieder Diepen, even fragen, of mien Bücksen all klaar is.“

„Nee, da gah man alläene hen, dæ het hum noch lang so wiet næt.“

„Dag Diepen, is mien Bücksen all klaar?“

„Och, Jung, t‘is doch noch gien Judika, dat het ja noch Tied genug, Man t‘is geod, dat de kümmt, ick heb daar so vööl Tüüg teo Bücksens in‘t Kammnet liggen, dat‘k der næt meer döörfinnen kann. Nu kannst du mi diene d‘r even uutsöken. - So, dat is he? Dat‘ s aver wiet genug de mooiste van allen. Nu will‘k hum boven up leggen, dann fang‘k bi hum am ersten an.“

Befriedigt ging man von dannen, um von nun an regelmäßig nachzufragen, heo wiet is‘t mit de Bücksen? bis man dann endlich fand, daß er den Stoff zum Krimpen \* eingesprengt und über die Stuhllehne gehängt hatte.

Sühst d‘ wall, daar hangt he all, nu düürt næt lange meer.

Man ging gerne zu dem Alten, der nicht wie andere Schneider auf dem Schneidertische saß, sondern auf einem Stuhl am Fenster, durch welches er das an seinem kleinen Hause vorbeigehende Sieltief überblicken konnte, sowie den Verkehr über die „Dunkerpiepe“ \*\* im Auge hatte. Auch geradeaus konnte er die Länge des Dukelweges überschauen, so daß ihm nichts davon entging, was auf diesem Wege zum Flecken kam. Er wußte amüsant zu erzählen, und wir Kinder kamen gerne wieder, bis man erreicht hatte,

daß auf das fortwährende Drängen unsererseits die Hose noch rechtzeitig fertig gestellt wurde. Dann rief er einem beim letzten Kommen entgegen:  
„Och, de Bücksen is all  
„n Dag of wat klaar west, warum büst nät eerder komen und hest hum haalt?“

Die kleinen Mädchen taten sehr geheimnisvoll mit ihrem neuen Kleide. Während einigen bei der Anprobe die Augen verbunden wurden, damit sie nicht merken sollten, welche Farbe und welches Muster ihr neues Kleid hatte, trugen andere einen Flicker von dem Stoff mit sich herum, um es der Freundin heimlich zu zeigen unter Bedingung, daß auch diese ihr Geheimnis preisgab, und nun hatten Wilmke, Trientje und Anna alle Hände voll zu tun, um die Garderobe zum fälligen Termin fertig zu stellen. Wilmke mußte dann auch wohl für uns Jungen eine Hose machen, aber heimlich, damit die Schneiderzunft nichts davon erfuhr, sonst wurde sie als „Böhnhasse“ verklagt.

Bei uns Knaben handelte es sich vielfach darum, ob unser Oberkleid ein Kittel mit Gürtel oder ein „Baantje“ (Joppe) werden sollte. Wir strebten nach letzterem, während die Eltern als Konservative am liebsten beim Alten blieben. Für die Fußbekleidung mußte „Batje“ \*\*\* sorgen, am liebsten nahmen wir natürlich Stiefel mit hohen Schäften. Die wurden dann ordentlich groß auf Zuwachs gearbeitet, denn im ersten Jahre durften dieselben nur an hohen Festtagen, im zweiten an den Sonntagen angezogen werden, während sie im dritten Jahre zum alltäglichen Gebrauch auch Verwendung fanden.

Batje sorgte dann auch für derbes, rindsledernes Fabrikat, nicht nach dem Fuß gearbeitet, sondern gerade gebaut, so daß wir sie beim Tragen wechseln mußten, damit die Hacken nicht schief gelaufen wurden. Um davor ganz sicher zu sein, wurden sie auch noch mit Eisen beschlagen, und man hörte unser Auftreten in den großen Emskähnen schon in ziemlicher Entfernung.

Nun fehlte noch die Kopfbedeckung. Na, liebe Freunde, ihr wißt ja, was für Formen wir da trugen, die in den beiden Fabriken unseres Ortes hergestellt wurden.

Wenn wir dann in unserem Staat am Judikamorgen über den Siel gingen, kam Unkel Joke aus dem Hause herausgelaufen und rief:

„Wacht even, bleibt even stahn, ik will erst even än Tau vöör de Muh spannen, dat ji mi näet drinlopen, will‘k man seggen. Mit sücks Krameräe un dä Geschichten heb‘k näet gern watt teo deon!“ Er wußte wohl, daß wir beim Gehen nicht auf den Weg achteten, sondern fortwährend auf unsern neuen Anzug. Mit fröhlichem Lachen: „Nee Unkel, t‘is näet nödig, wi sölen wall uppassen“, zogen wir dann weiter.

Am Freitag nachmittag vor Judika war in der Schule die Prüfung der ersten Klasse, der „grootte Scheole“, während am Sonntag in der Kirche auch die Kleinen geprüft wurden. Um die Klasse zu dem Zwecke zu schmücken, sammelten die Mädchen in der Gemeinde Geld ein, wofür der Böttcher Kronen von Reifen anfertigte, die, mit buntem Papier und Watte umwunden, an die Decke gehängt wurden; auch Guirlanden von Papier schmückten dann die Klasse. Einmal muß die Sammlung wohl recht ergiebig gewesen sein; denn es schmückten 9 Kronen die Decke, die durch Girlanden miteinander verbunden waren. Sonst waren es drei, und zuletzt wurde die eine, die schönste, regelmäßig von neuem aufgeschmückt, bis in späterer Zeit auf eine Ausschmückung der Klasse verzichtet wurde. Das „Kreonenmaken“ war ein großes Vergnügen für die jungen Mädchen, und gewöhnlich gab es auch noch für den Ueber-  
schuß des Geldes eine Tasse Schokolade. Damit die Zuhörer, die eingeladenen Eltern und Verwandten, Platz fanden, wurde die Mittelwand, die zwischen den beiden Klassen hinter der großen Glastür angebracht war, und wodurch man einen Bücherschrank für die 1. Klasse erhalten hatte, fortgenommen und die Flügel der Tür eingeschoben. Dadurch konnte das 2. Klassenzimmer als Zuhörerraum verwendet werden.

Während am Sonntag Judica nur eine Prüfung in der Religion, eine Katechese, stattfand, wurden wir am Festtag in der Klasse im Deutschen und in den Realien geprüft. Zur Abwechslung fanden Deklamationen statt.

Als noch 1866 der Geschichtsunterricht wie üblich in Preußen mit der Belehnung des Burggrafen Friedrich des Sechsten von Nürnberg mit der

Mark Brandenburg (1415) anfang und sich auf die brandenburg-preußische Geschichte beschränkte, als ob sonst in der Welt nichts Wichtiges passiert wäre, lernten wir auch eine Reihe patriotischer Gedichte zum Deklamieren. Ein solches hatte Ulfert V., der Neffe des Herrn Superintendenten, auf der Prüfung vorzutragen:

De olle Fritz.  
De olle Fritz - potz Schlag in't Huus!  
Dat was än König as än Duus!  
Groot van Gestalt was hä jüst nich,  
Dat Groote satt hum innerlich.

Sien Bücks un Wams un Stäwelpaar  
Was ook dat Näeste nich van't Jaar,  
Oft keek dat Unnerfutter ,rut,  
Hä sach drum doch as König uut. 18  
Sien Treffenheot was ook so, so:  
Sien Krückstock paßte ganz darteo:  
Doch sprack hä mit dem Krückstock wat,  
Dann hebb'n sä verflucht Respekt gehad.

Sien Ogenstrahl was Sünnenlicht,  
Un wel van hum än scharp Gesicht,  
Vöör dumme Streich' än Ungnad' kreeg,  
Den was, as wenn de Blitz hem sleog.

Läet he sük up de Straat ,mal säen,  
Was Klein und Groß flink up de Bäen,  
Mit Juchhei! - „Hoch lev Vader Fritz!“  
Un in de Lücht sloog Heot un Mütz.

Sat hä teo Peerd, - hebben sük de Jungen  
An Toom und Bögeln angehangen.  
„De Schimmel sleit! Jungs, säet jeo vöör!“  
Raep Fritz, dann gung't recht bunt erst her.

Up Vörnehmsien kwam hum't nicks an,

Hä sprak mit den geringsten Mann,  
Un läet sük in de Satz nich stöör'n,  
Dat alle siene Kinner wär'n.

All' Jaar läet hä de Boeken brengen,  
De Radsheer'n mußden Reeknung leggen,  
Un wenn hum wat vertriddelt was,  
Dann schreev de Olle gliek den Paß.

Un wull de Feind hum in dat Land,  
Was hä vörher all bi de Hand,  
Drum hett hä in de Kriegsgeschicht  
Den Namen „Naber Flink“ gekrigt.

Dat segg ick hier: „So'n König as  
De olle Fritz von Prüßen was,  
Is noch nich west, un kummt vörwahr  
Nich weer in mennig dusend Jahr.“

Als er geendigt und sich wieder hingesezt  
hatte, rief der Lehrer den folgenden zum De-  
klamieren auf; aber plötzlich erhob er sich  
wieder und fuhr zum Staunen und Verwun-  
dern aller, auch des Lehrers, fort:

Doch tööf ins, un besinnt jeo recht,  
Eer ji so licht van dusend seggt,  
Denn sünt dat doch kuum hundert Jahr,  
Do was d'r än anner Fritz weer klar.  
Of glööv ji't nicht, gaat na Berlin,  
Of na Paris, gaat hen na Wien,  
Daar steit't overall geschreven,  
Dat weer än „olle Fritz“ deit leven.

König Wilhelm deit hä häeten,  
,n Edelmann van Kopp teo Feoten,  
Hä leevt van Daag as König noch,



Drum leeve unse Wilhelm hoch!

Mit Bismarck, dä daar kennt dat Recht  
Mit Moltke, dä de Krieg uutfecht,  
Mag Gott hum schützen mit sien Hand  
Un segnen ,t düütse Vaderland!

Sein Onkel hatte diese letzten Strophen hinzugedichtet zur Verherrlichung König Wilhelms und seiner Paladine. Die Ueberraschung war geglückt. Am darauf folgenden Sonnabend gingen wir nach Schluß des Unterrichts in die Kirche, um uns die Plätze für den Sonntag anweisen zu lassen, und am Sonntag nachmittag erschienen wir dann in unserem neuen Staatsgewande. Nach einer kurzen Predigt wurde zuerst die 2. Klasse im Lesen und in der biblischen Geschichte geprüft und dann mit der 1. Klasse eine Katechese abgehalten. Alle, die am Freitag nicht hatten zum Zuhören in die Schule kommen können, saßen dicht gedrängt in dem freien Raum der Kirche, und manche Mutter hörte mit Stolz, wie ihr Söhnchen oder Töchterchen dem Lehrer frisch antwortete. Uns war vorher eingeschärft worden, sowohl vom Lehrer als auch von den Eltern, recht laut zu sprechen, weil man es sonst in der Kirche nicht verstehen könne.

Nach beendigtem Examen trat das Spiel in seine Rechte. Während wir an den Wochentagen mit Marmeln spielten, war dies an Sonntagen den Eltern nicht recht, wie denn auch fast niemand am Sonntag dem „Knickerspiel“ huldigte, am Examenstag spielten wir „up Nöten“. Wallnüsse wurden als „Kulpt“ zum Bicken gebraucht, und Haselnüsse eingesetzt. Dies galt nicht als Sonntagsentheiligung. Sehr bald machte sich beim Spiel die Schwere der neuen Stiefel lästig, und wir tauschten sie gerne gegen die alten um. Nur zu bald für die Fröhlichkeit brach der Abend an, denn es war ja Ende März, im günstigsten Falle Anfang April, und die Herrlichkeit nahm ein Ende. Das „Ex-  
amenspackje“ wurde abends weggelegt, und am Ostersonntag durften wir wieder darin paradieren.

## Orgelbau in der Kirche

„Na, Meester, waar willen Sä denn all so freo hen?“ fragte der mit seiner langen Pfeife in der Haustür stehende alte Leding den vorbeischreitenden Lehrer Garrelts aus Midlum, der am Sonntag nachmittag gleich nach Tisch auf Jemgum zustrebte.

„Ik meot van Nam‘dag vöör mien Kollege halsörgeln,“ lautete die Antwort.

„Watt meoten Sä? Halsörgeln?“

„Ja, daar in Jemgen sünnt se noch so wiet achteruut, dat sä noch gien Örgel in de Karke hebben, un darum meoten wie mit de Hals - vöørsingen.“

Jemgum war nämlich eine von den wenigen Gemeinden im Niederreiderlande, die noch keine Kirchenorgel hatten. Dafür sang die Gemeinde aber viel besser, als wie sie es mit der Orgelbegleitung getan hätte: man hörte die holländischen Psalmen und Gesänge oft mehrstimmig ertönen. Der Lehrer, der zugleich Kantor oder Vorsänger war, mußte mit kräftigem Ton jede Versreihe einleiten und den Schluß - örnd‘liek nahalen. Das war keine leichte Arbeit und er hatte in seiner besseren Hälfte eine gute Stütze, wie denn auch der hinter ihm sitzende Neffe des Herrn Superintendenten ihm brav sekundierte. Von den verschiedenen „Böhntjes“ schwoll der Choral hinab ins Schiff der Kirche, und wir Alten wissen noch ganz gut, was für brave Sänger von dorthier ihre Stimmen erklingen ließen.

Schon seit längerer Zeit war in der Gemeinde der Gedanke aufgetaucht, auch eine Orgel zu besitzen. Er hatte Freunde und Gegner. Von den alten Sängern meinten einige: „Dann kön‘n wie hum näet mehr örnd‘liek halen,“ - sie meinten den Gesang; andere standen auf dem konservativen Standpunkt: „Dat is altied so west, ‚t kann noch‘n Bittje so blieven;“ doch allmählich gewann die Stimmung für Anschaffung einer Orgel die Oberhand, aber nun der Kostenpunkt, woher das Geld nehmen? - Durch freiwillige Zeichnungen kamen zirka 900 Taler zusammen, und nach langen Verhandlungen übernahm Orgelbauer Winter in Emden die Ausführung des Werkes. Über den Standort der Orgel erhoben sich Meinungsverschiedenheiten. Daß sie auf dem „Torenböhntje“ Platz finden mußte, darüber war man doch bald einig. Die dort befindlichen Freiplätze wurden in die hinteren Bankreihen auf dem „Noorderböhntje“ verlegt. Der

Platz auf dem Torenböhtje war aber nicht so ergiebig, daß man Raum genug fand, das Spielwerk der Orgel vorne aufzustellen. Zu dem Zwecke mußte die Brüstung des Orgelchors geschweift werden. Jetzt erhoben aber die Besitzer der hinteren Bänke unter dem Torenböhtje Widerspruch, weil sie durch ein Vorrücken der Brüstung von ihrem Sitzplatz aus den Pastor auf der Kanzel nicht mehr sehen könnten. Daraufhin ließ man das Projekt fallen und richtete die Orgel so ein, daß sie von der Seite gespielt wurde. Das hat für den Organisten den Vorteil, daß er ohne Zuhilfenahme eines Spiegels sich mit dem Prediger ins Einvernehmen setzen kann.

1 Absatz fehlt S. 50/51

Das Orgelchor ..... Baßtöne zur Verwendung.

Der Bau der Orgel ging nun in der Weise vonstatten, daß der Fabrikant, wenn er einen Teil in seiner Werkstatt hergestellt hatte, herüberkam und es aufstellte. Dadurch zögerte sich die Arbeit in der Kirche über den ganzen Sommer hin. Als er an die Aufstellung des Pfeifenwerks ging, und die Stimmungen vorgenommen werden mußten, bat er sich vom Lehrer einen Jungen aus, der ihm beim Anhalten der Töne helfen sollte. Ich wurde dazu ausersehen und anstatt zur Schule zu gehen, war ich fast den ganzen Sommer in der Kirche mit beschäftigt. Auf dem ersten Turmboden, eine Treppe hoch, war eine Tischlerwerkstatt errichtet; der spätere Bälgetreter - Windmacher Feldkamp - wurde als Hilfskraft engagiert, einen Gesellen brachte Herr Winter mit aus Emden, und so hausten wir vier den Sommer in der Kirche und führten ein fröhliches Leben. Zuerst hatte ich auf der Orgelbank zu tun, während der Orgelbauer im Innern die betreffenden Pfeifen bearbeitete. Da aber da drinnen wegen der Enge und der zu übenden Vorsicht mit Handwerkzeug schlecht zu hantieren war, so mußte ich hinein und die Pfeifen herausgeben, die er dann unten in aller Bequemlichkeit bearbeitete. Wehe aber, wenn ich mich vergriffen hatte und ihm eine falsche Pfeife hinreichte, dann gab's was zu hören.

Eines Tages kam Pastor Herborg, sich von dem Fortgang des Werkes zu überzeugen. Die paar fertiggestellten Stimmen wurden probiert, und der alte Herr, der etwas schwerhörig war, meinte, die beiden großen Pfeifen von Subbaß und Bordun 16 Fuß gäben eigentlich keinen Ton, das wäre

nur ein Sausen. Der Orgelbauer bestritt es lebhaft und rief schließlich zu mir in die Orgel hinauf: „Na, du stehst ja am dichtesten dabei und mußt es am besten hören. Ist das ein Ton oder ein Sausen?“ Ich ergriff natürlich die Partei des Orgelbauers und sagte mit Überlegenheit: „Selbstverständlich ein Ton.“ Wer weiß, was mir sonst auch nachher passiert wäre. „Wer ist denn der Kleine dort in der Orgel?“ fragte der alte Herr, und als er es erfuhr, wurde ich freundlichst von ihm begrüßt. Ich glaube aber, er hatte doch recht, und lieber Herr Kollege, lassen Sie doch ,mal am nächsten Sonntag die beiden unteren Töne des Subbaß sausen, Sie werden vielleicht auch finden, daß das Monitum begründet war.

Als der Pastor Abschied genommen hatte, machte sich natürlich der Ärger Luft, wie ein Schwerhöriger wohl über solche Sachen urteilen wolle, und ich mußte manches hören, was eigentlich nicht für Knabenohren bestimmt war.

Manchmal ging der Orgelbauer über Land, um Klavierstimmen und -reparieren zu besorgen. Dann benutzten wir die Zeit und Gelegenheit, um aus den Abfällen allerlei Gegenstände zu verfertigen. Besondere Geschicklichkeit besaß darin der Allerweltsmensch Feldkamp. Aus den Resten der Abstrakten (der Führungsstäbe) baute er seinen Kindern Spielzeug: Wagen, zu denen als Räder die abgeschnittenen Enden der Holzpfeifenfüße benutzt wurden; und unter seiner Anleitung habe ich auch allerhand Anschläge in der Handfertigkeit erlangt.

Dem Maler Graafhuis war die Bemalung des Prospektes übertragen worden, die derselbe mit Hilfe seines Schwiegersohnes ausführte. Der alte Graafhuis rauchte beständig eine kurze Pfeife und ließ sie den ganzen Tag nicht ausgehen. Während des langen Gebrauches war sie von den Ölfarben ordentlich eingefettet worden, und der weiße Pfeifenkopf schillerte in allen Farben.

Dem Pfeifenrauchen wurde damals viel gehuldigt, viel mehr als jetzt, während Zigarrenrauchen ein seltener Genuß war, besonders bei den arbeitenden Klassen. Sagte doch der alte Fuhrmann Heiko Kramer, als ihm eine Zigarre angeboten wurde, auf die Frage, ob er die auch rauche:

„Ja, man bloot bi Begräfnissen.“

„Man warum daar dann?“

„Daar wor'n se aen ja maesttieds präsentäert.“

Als nun die Vergoldung gewisser Teile des Prospektes vorgenommen werden sollte, und diese mit der nötigen Tinktur versehen waren, um darauf das Blattgold zu legen, hatten die Maler ein wenig zu lange gezögert - sich verprootjet -, und nun mußte mit verdoppelter Eile gearbeitet werden, damit es ihnen nicht unter den Händen trocknete. Im Eifer des Gefechts legte der Alte sein Pfeifchen zur Seite und war emsig bei der Arbeit. Diese Gelegenheit benutzte der Geselle des Orgelbauers, nahm heimlich das Pfeifchen weg, befestigte einen Bindfaden daran, stieg auf das Kirchengewölbe und ließ es durch die Mittelöffnung in die Kirche hinabhängen. Als es zu Mittag läutete, wollte der Alte schnell sein Pfeifchen nehmen und zu Muttern hinuntergehen. Aber es war keine Pfeife zu finden.

„Hi, hi, hi! So geit't, wenn man't Piepke 'mal weglegt. Ik mäen doch so seker, datt ik hum hier henlegt harr, man nu is mi't hel'n dal vergeten, waar'k hum laten hebb,“ und er mußte unverrichteter Sache von dannen ziehen.

Zeitig vor Beginn der Arbeit holte der Geselle die Pfeife wieder herunter und legte sie wieder an ihren Platz. Als wir nach Tisch zurückkamen, ging „lüttje Graafhuis“ in der Kirche hin und her, den Kopf in Nacken gelegt und angestrengt nach oben schauend.

„Watt hebben Sä daar teo kieken?“ fragte Winter. „Och, unner't Eeten kwamm lüttje Joke Ulland un se: ‚Opa, dien Piepe hangt midden in de Karke!‘ Man ick kann hum näet finnen, hä meot sück wall versäen hebben.“

Der Kleine hatte nämlich durch die Gittertüre der Kirche hindurch die Pfeife hängen sehen und fröhlich ausgerufen: „Kiek, kiek, daar hangt Opa's Piepe!“

Als der Alte nun seine Pfeife am Platze fand, meinte er: „De Junge hett sück doch versäen, un ik meot in mien Ile und Upregung ja wall häl'n dal ,t Piepke oversäen hebben.“

Nach der langen Entbehrung schmeckte sie aber doppelt. Für mich war es den Tag schwer, das Lachen zu unterdrücken, während die Erwachsenen ernst dreinschauten, und wiederholt erklang Winters Mahnung: „Watt hest du Jung? Paß up dien Saken und lach nich so vööl.“

Als einige Stimmen der Orgel fertig waren, wurden sie Sonntags während des Gottesdienstes gebraucht, und damit keine Registerwechslung stattfinden konnte, hatte ich die Namen der Stimmen mit Bleistift neben die Registerzüge geschrieben. Als nun auch Oboe fertig war und in Gebrauch genommen wurde, erhielt sie bald von den alten Kirchgängern den Namen „Opa“ und hat unter diesem Namen noch lange Jahre ihr Ohr erfreut, bis die neue Generation nicht mehr von ihrem Entstehen und anfänglichen Gebrauch ahnte.

Nach einigen Unterbrechungen wurde die Orgel endlich fertig gestellt und Seminarinspektor Gerdes in Aurich gebeten, die Abnahme zu besorgen. Bis dahin durfte sie des Sonntags nicht gebraucht werden, und der Sologesang trat noch einmal - zum letzten Male in sein Recht. Die Abnahme war öffentlich, und wir standen vor der Kirchentür zu warten, um eingelassen zu werden, als sie sich öffnete, Winter seine Hand herausstreckte, mich beim Kragen griff und in die Kirche hineinzog: „Jung, kumm gau, wie mauten Oboe un Bassethorn ja noch even steken“, und so glückte es mir denn, bei der Abnahme oben auf der Orgel zugegen zu sein.

Durch die gegenüberliegende Kirchentür wurde der Seminarinspektor von den Pastoren und Kirchenvorstehern hereingeführt, gerade auf die Orgel zu. In der Mitte der Kirche hielten sie an, und hier wurde der Prospekt mit dem Entwurfe auf dem Papier verglichen. Da dieser noch einige Verzierungen mehr aufwies, als auf der Zeichnung stand, die ihm aber zum Vorzug gereichten, so nickte der Inspektor sehr befriedigt. Dann kamen die Herren herauf, und nun wurde zuerst der Luftdruck der beiden Bälge gemessen, das Werk innen besichtigt, ob gemäß dem Vertrage die Ausführung in Metall oder Holz stattgefunden habe, und dann setzte sich der Inspektor auf die Orgelbank, und nun begannen die Proben, ob Durchstecher vorhanden waren.

Das Publikum wurde schon ungeduldig, daß noch nicht die Klänge der Orgel ertönten; aber erst kam noch die Untersuchung, ob das Werk auch nach dem Prinzipal sorgfältig abgestimmt war, dann mußten die einzelnen Stimmen auf ihre Ansprachen durchprobiert werden, bis dann zum Schluß durch Zusammenstellung verschiedener Register die Klangwirkung geprüft wurde. Eins war und ist heute noch schön an der Orgel: das sind die Flötenregister, die ein schönes Flötenkonzert ergeben. Das bestach auch sofort den Herrn Inspektor, und so wurde denn das Werk als dem Vertrage entsprechend, für gut befunden.

Doch die Kraft, die Wucht fehlt, und wenn man volles Werk zieht mit den beiden 16füßigen Stimmen, so geht die Fülle und Wirkung der anderen Stimmen sofort zurück, die großen, weiten Pfeifen verbrauchen zu viel Gebläse.

Nach der Abnahme fand sicherlich, wie das üblich ist, ein Festessen statt. An derselben Seite der Orgel, wo der Spieltisch ist, werden auch die beiden Bälge getreten, und lange Jahre hörte man den wackeren ersten Bälgentreter, auf dem Pedal stehend und mit dem Balken in die Tiefe sinkend, beim Gesang mit lauter Stimme die Orgel übertönen, bis der Todf ihn abrief und er einem Nachfolger Platz machen mußte.

## Mein Geburtsort

Ueber den Namen meines Geburtsortes geben verschiedene Urkunden Aufschluß. „Gimminghem“ soll der ursprüngliche Name des Ortes sein, das will sagen: „Gim‘ches Heim“, Wohnort des Gimo. Harkenroth ist aber anderer Meinung und weder mit dieser Schreibart noch deren Ableitung einverstanden. Er meint „Jemmingen“, also Jemmeweg, da „inge“ damals die Bezeichnung für „Weg“ gewesen ist und „Jemme“ vielleicht der Name eines früher hier fließenden Flusses. Daß die alten Münstersehen Pfarregister aus dem 15. Jahrhundert „Oemmingen“ schreiben, ist wohl auf einen Schreibfehler zurückzuführen. Aber noch früher wird er unter dem Namen „Gemmegum“ und Ghemgum“ urkundlich erwähnt und zwar anläßlich des in seinen Mauern gelegenen Johanniter klostern, das jedenfalls schon im 13. Jahrhundert bestand.

Jemgum ist im länglichen Viereck gebaut, dessen beide langen Seiten durch die Langestraße im Süden und die Oberfleetmerstraße im Norden gebildet werden. Dieselben sind durch drei parallel laufende Straßen miteinander verbunden, durch die Sielstraße am Ostende, die Kirchhofstraße im Westen und die Kreuzstraße in der Mitte. Von Südwesten nach Nordosten fließt in einem Bogen das Sieltief durch den Flecken, in der Kirchhofstraße und Kreuzstraße überbrückt, während unter der Sielstraße das Siel oder die Schleuse liegt, durch welche das Tief in die Muhde mit dem erweiterten Hafen mündet und durch dieselbe in die Ems geht. Es kommt in fast schnurgerader Linie von dem zwei Stunden entfernten Bunderhammrich, an Marienchor vorbei nach Jemgum und dient zur Abwässerung der hinter diesem belegenen Ländereien. Die im Innern des Ortes liegenden freien Plätze, die zum Gemüsebau benutzt werden, heißen Wierden, und zwar die zwischen der Kirchhofstraße und Kreuzstraße die Wester wierde, und zwischen der Kreuzstraße und Sielstraße die Osterwierde.

Das Johanniterkloster lag in der Kreuzstraße, wo jetzt eine Mühle steht, und das dazu gehörige Wohnhaus, das vor einigen Jahren abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt worden ist, war sicherlich ein Stück des Klostergebäudes. Von demselben ging ein Steinweg über die Ostertwierde nach der Klosterkapelle, der jetzigen Kirche. Daß der Reichtum die Klosterinsassen übermütig und üppig gemacht, zeigt die noch im Archiv vorhandene Zessionsurkunde vom Jahre 1401, worin mit Zustimmung aller Bürger in Jemgum der Pfarrkirche daselbst die kleine Klosterkirche (-kapelle) mit all ihren Gütern zum Eigentum abgetreten wurde, nur aus diesen eine Vicarie zu gründen unter der Bedingung nicht bloß, daß die Pfarrleute zu Jemgum den Konvent mit der Unterhaltung dieser kleinen Kirche niemals belästigen, sondern auch die Klosterleute nie mehr „wegen der abgeschmackten und ungewöhnlichen Mißbräuche und wegen der St. Stephansgelage am 2. Weihnachtstage, welche sie jährlich zur Verwirrung der Menschen und zum Schaden der Seelen im Kloster zu halten pflegten“, beunruhigen sollten.

Das Kloster war ein Doppelkloster, enthielt also nicht nur ein Haus für Mönche, sondern auch für Nonnen. Vor 1549 ist dasselbe schon eingegangen, oder eingezogen. Das zweite Kloster, ein Beghinen- oder Beguinenkloster, stand an der Sielstraße. Die Insassen desselben bildeten



Frauen- oder Jungfrauenvereine zu frommen Zwecken, besonders der Jugenderziehung.

Auf dem Kirchhofe an der Westseite des Fleckens, wo die Grundmauern sich noch heute finden, erhob sich das erste Gotteshaus, welches nach dem Umfang und der Stärke dieser Ueberreste ein gewaltiges Gebäude gewesen sein muß und die Vermutung liegt nahe, daß es ursprünglich eine Burg gewesen ist. Die Kirche war von einer starken Ringmauer umgeben, und ihr hoher Turm soll schon in den frühesten Zeiten den Schiffen auf der Ems und dem Dollart als Warte gedient haben. Sie bot Raum für 2000 Mann Besatzung, und diese konnte sich in derselben um so wirksamer verteidigen, da die erwähnte Ringmauer mit Schießlöchern versehen war.

Während im Oberrheiderlande die Ten Brook's und Ukenas herrschten, hatte Jemgum seinen eigenen Häuptling. Schon 1401 sind in der vorhin erwähnten Zessionsurkunde, die Klosterkapelle (jetzige Kirche) betreffend, Emo und Hajo, Häuptlinge (capitales) von Jemgum als Zeugen aufgeführt, und in einer Urkunde von 1448 kommt „Wyerd Emesma, hovetlyng tho Gemmyngum“ vor ferner Ewo Erikes 1448 und 1454. Dieser hatte laut Urkunde vom 12. Nov. 1448 einen Streit mit den Enkeln Fokko Ukenas wegen een steenhhuus un warf mit anderthalf stige grasen Landes tho Jemgum, vertrug sich jedoch am 23. Dez. 1454 mit dem Schwiegersohne Focko Ukenas „Evert Sikkinge“, provest tho Loppersum (bei Appingadam) und hovetlyng tho Wynzum. Häuptling Ewo van Gemgum, dessen Grabschrift sich in der Kirche zu Norden findet, starb im Jahre 1585. Seine Nachkommen leben noch als Edelinges im Münsterschen und nennen sich „van Gemmingen“. Ob sie in Jemgum ihre Güter verkauft, oder ob sie derselben beraubt wurden, ist unbekannt. Ihre Burg hat wahrscheinlich auf der Westerwiede gestanden, wo sich noch Ueberreste großer Mauern in der Erde befinden. Das alte massive Gebäude an der Ecke der Kreuz- und Langenstraße, das Heuwe Syrt im Jahre 1567 neu erbaute, gehörte jedenfalls früher zur alten Burg auf der dahinterliegenden Westertwiede. Es gehörte in meinen Jugendjahren dem Großvater meines Spielkameraden, Ottje Smidt. Dieser verfocht seine eigene Meinung gegenüber den Bedenken anderer damit, daß er kurzerhand sagte: „Dat kenn je nich!“ woher dann die Redensart kam: „Dat kenn je nich, seggt Ottje Smidt.“ Das Haus, ebenfalls auch das schräg gegenüberliegende Kloster, soll mit der Burg

sowie mit der Kirche durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein, und mein Freund und ich, wir beide haben manchmal mit den Füßen aus den Boden eines Kuhstalls geklopft, weil der hohlklingende Ton andeuten sollte, daß dort der unterirdische Gang entlang führte. Heuwe Syrt hat an der Giebelwand seines Hauses mit großen Buchstaben in Stein meißeln lassen:

Betrut. Nyt. Up. Gelt.

Noch. Up. Fleisch Of. Blot.

Want. Als. Iw. Gelt. Und Gut. Begynt. Te. Myndern.

So. Verlate. U. Alle. Menschkindre.

Holt. Die. Rein. Nedryc. Und Klyn.

Denk. Up. Den. Dag. De. Nemand. Vorbi. Mac.

Heuwe Syrt. Anno 1567.

Diese Erfahrung hatten die Jemgumer gemacht nach der unglücklichen Schlacht am 12. Okt. 1533 und sollten es noch nachdrücklicher empfinden im Jahre nach der Erbauung des Hauses am 21. Juni 1568. Auch in der Kreuzstrasse hatte ein Bürger einen Stein in die Wand über seiner Haustür einmauern lassen, welcher die Inschrift trug:

„Hir na wil God een betr“

Die Fortsetzung sollte wohl heißen „leven schenken“, wir Kinder aber sagten „huus bauen“, da das Haus im Laufe der Jahre alt und sehr baufällig geworden war.

Schwer hat mein Geburtsort leiden müssen durch die beiden Schlachten, die im 16. Jahrhundert vor und in seinen Mauern geschlagen wurden. Ohne auf die Ursachen des Krieges weiter einzugehen, sei nur gesagt, daß Junker Balthasar von Esens, der das Joch der Lehenspflicht vergeblich abzuschütteln versucht hatte, sich nach unglücklichem Kampfe dem Sohne Edzards I., dem Grafen Enno II. anfs nene hatte unterwerfen und huldigen müssen. Er wandte sich deshalb an den Herzog Carl von Geldern, der ihm helfen sollte, den Grafen von Ostfriesland zu demütigen. Sie wollten aber nicht als offene Gegner Ennos erscheinen, deshalb gewannen sie den berühmten Söldnerführer Meinhard von Hamm als Ausführer des Rachepla-

nes. Derselbe sollte mit bewaffneter Macht auf Ostfriesland, speziell aus Rheiderland ziehen, sich zunächst Jemgums und seiner stark befestigten Kirche bemächtigen und von hier, als einem trefflichen Stützpunkte aus, mit seinen Scharen das Land des ostfriesischen Grafen Enno brandschatzen. Im Frühjahr 1533 machte er den Versuch, aber als seine Söldner sengend und plündernd zwischen Bruwal und Rheda anlangten, um von hier aus nach Baltthasars Rat ins Rheiderland auf Jemgum zu ziehen, hatte sich Graf Enno bereits mit bewaffneter Macht zwischen Stapelmoor und Diele in den dortigen Schanzen aufgestellt, um ihnen den Weg zu verlegen. Meinhard von Hamm fühlte sich mit seinen 2000 Mann dem wohlgedeckten Feinde gegenüber nicht gewachsen, ließ es deshalb nicht an einen Kampf ankommen sondern zog sich zurück und entließ seine Söldner.

Aber schon im Herbst rührte er aufs neue in aller Stille die Werbetrommel, und ohne Aufsehen, in Gewaltmärschen zur Nachtzeit gelangte er unvermerkt nach Jemgum. Er besetzte die Kirche und ihre starke Ringmauer und versperrte den Eingang zum Flecken, den Tjaddeweg, der vom Jemgumer Kloster in fast gerader Richtung am Warfhaus Timpe vorbei nach Jemgum führte, mit Acker- und Düngerwagen. Hier wartete er nun die Nachhut, eine weitere Verstärkung, ab. Als dieselbe aber am folgenden Tage Leerort passieren wollte, um zu Meinhard von Hamm zu stossen, setzte Georg von Hoen, der Drost von Leerort, mit seinen Leuten über die Ems, griff die Söldner unvermutet an und rieb sie so vollständig auf, daß keiner von ihnen entkam. Dafür rächte sich Meinhard von Hamm durch so starke Kontributionen an Jemgum und der Umgegend, dass ein Schrei der Entrüstung durchs Land ging.

Jetzt boten die Grafen Enno und sein Bruder Johann eiligst das ganze Land zur Heeresfolge auf. 15 000 Ostfriesen sammelten sich bei Oldersum zum Übergang über die Ems nach dem gegenüberliegenden Hatzum, eine stattliche, aber leider ungeübte Schar. In der Gegend zwischen Hatzum, Eilingweer und Koldeborg wurde Heerschau gehalten. Die Einsichtsvolleren schüttelten aber trotz der zahlreichen Haufens den Kopf, die Hauptsache, welche den Erfolg sichern konnte, fehlte: kriegstüchtige Ausbildung und Disziplin. Es war ein buntscheckiger Haufe; Ritter, Bürger und Bauern, alle in der besten Absicht, aber nur zum Teil genügend ausgebildet und bewaffnet. Fruchtlos war das Bemühen der beiden Grafen Enno und Johann,

sie zu einem regelrechten, geordneten Angriff auf Jemgum zu bestimmen, ihnen klar zu legen, daß der Angriff von verschiedenen Seiten geboten erscheine um des sicheren Erfolges willen. Die Haufen wollten von alledem nichts hören, sie wollten nur kämpfen, die Eindringlinge verjagen, und so halfen die Vorstellungen der beiden Grafen nichts. Ja, hätte ein Fokko Ukena, ein Edzard I. oder ein Ulrich von Dornum an der Spitze gestanden und sie zum geordneten Vorgehen in Schranken gehalten! So ging der Zug vorwärts, von Hatzum über die Burg Coldeborg, an Jemgumgaste vorbei nach dem Jemgumer Kloster am Deich. Hier schlug das Heer ein Lager auf. Am 12. Okt. 1533 rückten sie in geschlossenen Gliedern auf dem Tjadeweg zum Angriff vor; unbegreiflicherweise wählte man nur diesen Weg und ließ den Deich unbenutzt. Das zu beiden Seiten des Weges sich hinziehende, von wasserreichen Gräben durchzogene Wiesenland war, zumal bei der damals noch schlecht bestellten Abwässerung, bei dieser herbstlichen Jahreszeit nicht passierbar. Zudem meinte man auch, die Uebermacht den Söldnern gegenüber sei so erdrückend, daß man nur dieses einen Weges bedürfe, um gegen den Flecken zu ziehen. Als die Grafen Enno und Johann dieses Beginnen sahen. erfüllten sie bange Ahnungen, und im Verein mit andern boten sie alle Beredsamkeit auf, den Operationsplan zu ändern. Umsonst! Von allen Seiten drängte man zum Angriff, es sei Zeitverschwendung, noch länger zu beraten, des Erfolges könne man ja sicher sein. Besonders waren die Norder vor lauter Ungestüm fast nicht zu zügeln. Als der Vorschlag gemacht wurde, man solle vor Beginn des Kampfes Gott um den Sieg anflehen, riefen sie in trotzigem Uebermut, indem sie an ihre Schwerter schlugen: „Das ist unser Gott, auf den wir uns verlassen.“

Nur zu einem verstanden sich die schon im voraus siegestrunkenen Ostfriesen auf bittendes Drängen der Einsichtsvolleren. Man teilte nämlich die gesamte Schar in zwei Haufen. Voran marschierte das sogen. „verlorene“ Häuflein (verloren hoep) der einzige, gut bewaffnete, aus Rittern und den mutigsten Männern bestehende Teil, hinter ihn der große (wildige) Haufen, an dessen Spitze sich die beiden Grafen befanden. Die Gelder'schen waren mittlerweile auch nicht untätig gewesen. Die wohlbefestigte Kirchse mit ihrer starken Ringmauer konnte nicht verteidigungsfähiger gemacht werden. Sie wollten aber den Flecken auch so ohne weiteres nicht preisgeben. Die Jemgumer mußten alles herbeischaffen, was ein möglichst gutes Hindernies hergeben konnte, als Ackerwagen, Mistwagen, Pflüge und Eggen,

und damit wurde der Haupteingang an der Südostseite des Fleckens verbarrikadiert. Als aber Meinhard von Hamm von dem Kirchturm herab die erdrückend große Uebermacht der Ostfriesen gewährte, entsank ihm der Mut. Ein Parlamentär (Unterhändler) wurde an die ostfriesischen Grafen abgeschickt, mit dem Angebot der Übergabe und der Auslieferung des Geraubten unter der Bedingung, daß ihnen freier, ungehinderter Abzug gewährt werde. Das Anerbieten schlugen aber die kampfeslustigen Ostfriesen ab: Rache wollten sie im Blute der Mordbrenner, Rache und Beute.

Als aber die grossen Haufen sich auf dem schmalen Tjaddewege in einer langen Reihe in Bewegung setzten, gewährte Meinhard von Hamm deren verkehrte Taktik. „Freunde, kämpfet tapfer und haltet aus, der Sieg

ist unser!« so rief er beim Anblick des fehlerhaften Aufmarschierens der Ostfriesen. Er hatte recht geurteilt. Kaum waren die vorderen Reihen bei der Wagenburg am Eingange des Fleckens angelangt, so entspann sich dort ein mörderischer Kampf. Die hinter der Barrikade aufgepflanzten „Stücke“ der Söldner spien Tod und Verderben in die Reihen der Ostfriesen. Dabei machten sie, die entstehende Verwirrung benutzend, kühne, siegsreiche Ausfälle. Wohl schwenkte eine Anzahl der Ostfriesen seitlich ab, um die Söldner bei der Ringmauer anzugreifen und zu überwältigen, aber ohne Erfolg. Diese fanden hinter der Mauer gedeckte Stellung und schossen durch die Schießscharten in die Reihen der Angreifer. Wie entsetzlich der Kampf gewüthet haben muß, beweisen noch heutzutage die dort befindlichen Abzugsgräben, aus denen beim Schlöten und Graben immer wieder Menschenknochen zutage gefördert werden.

Im Handgemenge am Eingange des Fleckens konnten die Ostfriesen, besondere die Norder, die ungestüm und tapfer vordrangen, ihre Macht nicht entfalten, Sie hielten das Feuer und die Angriffe der Söldner nicht lange aus und wandten sich rückwärts zur Flucht, dadurch die lange Reihe des großen Haufens in Unordnung. Die beiden Grafen und die Edelleute suchten diesen nun noch zu halten und zum Kampfe zu bewegen. Vergebens! Wer in dem Menschenknäuel nicht erdrückt oder zertreten wurde, ward seitwärts in den wassergefüllten Graben gedrängt, - und hinterher das Würgeschwert der siegestrunkenen Söldner. Es war ein entsetzliches Blutbad, das da angerichtet wurde. Alles wendet sich zur Flucht. Die Norder-

länder besonders, welche vor der Schlacht die hitzigsten und zügellosesten waren, sind nun auf der Flucht auch die eiligsten; sie werfen nicht nur ihre Gewehre weg, sondern selbst ihre weiten Hosen, die nach damaliger Sitte mit weißer Baumwolle ausgestopft waren, so daß am andern Morgen das Schlachtfeld wie mit Schneeflocken übersät erscheint. Viele der Fliehenden ertranken in der Ems beim Versuch des Hindurchschwimmens, andere fanden im Schlick den Erstickungstod. Die Grafen Enno und Johann entkamen nur mit knapper Not den verfolgenden Söldnern. Unter den Toten beklagten die edelsten Häuser Ostfrieslands ihre Angehörigen. Die Reichen und Vornehmen wurden bei der Verfolgung geschont, um nachher für dieselben hohes Lösegeld zu erpressen. Beninga berichtet in seiner Chronik: „De in de verlorene hoop, und de nicht gerne geweken, Wiarden jämmerlich vermoerd und gefangen genamen, leepen wente op de Eemse, vele verdrunken, und wurden in den Zyldeep getreden. Daar bleven in summa 400 doden.“

Balthasar von Esens warf nun dem Grafen Enno offen den Fehdehandschuh hin und ernannte Meinhard zum Feldhauptmann, welcher nun nach Herzenslust das wehrlose Rheiderland plünderte und brandschatzte. Auch das feste Koldeborg öffnete ihm fast ohne Widerstand die Tore, und immer verwegener werdend, zog er die Ems hinauf und plünderte den Flecken Leer. Jemgum aber war und blieb sein Waffenplatz, wo er mit seinen Scharen praßte und schwelgte.

Da eines Tages kommt Meinhard wieder mit reicher Beute von Lehr zurück, aber statt sich einige Ruhetage zu gönnen, zieht er in voller Hast, „den Braten am Spieß zurücklassend“, unter Hinterlassung des gesamten Vorrats an Raub in fliegender Eile mit seinen Scharen ab, über Weener, Diele, durch Münsterland nach Geldern zurück. Der panische Schrecken, der sie von dannen treibt, ist so groß, und die Flucht so eilig, daß viele in dem aufgeweichten Klei und in den Gräben stecken bleiben. Und warum? Ein Grund ist gewiß vorhanden gewesen, aber wir wissen ihn nicht, da die Chronik nur diese bislang nicht aufgeklärte Tatsache berichtet und weiter nichts. Für Jemgum und Umgegend war aber der Abzug der Meinhard-schen Scharen ein frohes Ereignis. Die schöne feste Kirche Jemgums, die den Balthasar dazu bestimmt hatte, gerade Jemgum dem Meinhard von

Hamm als Waffenplatz zu bezeichnen, mußte aber auf Befehl des Grafen Enno fallen, und im Jahre 1534 wurden ihre Mauern untergraben und so das schöne Gebäude gestürzt, das noch den Stürmen vieler Jahrhunderte hätte trotzen können, nur, um ferner keinem Feinde zum Stützpunkte und Schlupfwinkel zu dienen.

Im Jahre 1568 spielte sich der Glaubenskampf, den das bedrängte Nachbarvolk der Niederlande heldenmütig gegen die spanische Uebermacht und die Grausamkeit des Herzogs Alba kämpfte, für ein paar Wochen auch auf ostfriesischen Boden herüber. Ludwig und Adolf von Nassau warben Truppen. Nach Emden waren viele Niederländer geflüchtet, und Ludwig versuchte, dieselben für sein Heer zu gewinnen, indem er auf seine Fahne schrieb: „Nu of nemmer.“ Die meisten zogen aber vor, hinter den festen Wällen Emdens zu verbleiben, als sich in einen ungewissen und aussichtslosen Kampf einzulassen. Durch unermüdlichen Eifer hatten die beiden Grafen ihr Heer im Mai 1568 auf 7000 Mann gebracht und mit demselben verschiedene feste Plätze im Groningerlande besetzt und selbst ein Teil der Alba'schen Truppen unter Graf Arensberg bei Heiligerlee empfindlich geschlagen. Graf Adolf war zwar gefallen, aber auch sein Gegner Arensberg; sie sollen sich gegenseitig den Tod gegeben haben. Die beiden kämpfenden Ritter, die früher auf der Rüstkammer in Emden aufgestellt waren, sollten diesen Vorgang darstellen. Sie erbeuteten 16 Kanonen, 1600 Spanier bedeckten das Schlachtfeld, auf welchem die Holländer dreihundert Jahre später, im Jahre 1868 ein Denkmal gesetzt haben zur Erinnerung an diese ruhmreiche Schlacht. Herzog Alba zog nun mit zahlreicher Macht gegen den Grafen Ludwig, der sich auf niederländischem Boden gegen ihn nicht zu halten vermochte. Er hoffte, von dem befreundeten ostfriesischen Grafen Unterstützung zu erhalten und glaubte, dass Alba die Grenze des deutschen Reichs respektieren werde, darum zog er sich nach Jemgum zurück, wo zwar keine feste Kirche und keine schützende Befestigung mehr war, deren Lage aber als geschlossene Ortschaft auf einer besonders von Süden her ansteigenden Warfe eine natürliche Widerstandsfähigkeit bot, die noch obendrein durch das wasserreiche, von zahlreichen Gräben durchzogene Terrain, das nur den von Leerort herführenden Heerweg und den Emsdeich als passabel freiließ, nicht wenig erhöht wurde, wie auch das zur Verfügung stehende Siel eine wirksame Verteidigung erhoffen ließ. Nur dem verhängnisvollen Umstand konnte er nicht htnwegräumen, daß er sich in

Jemgum in einer Sackgasse befand, welche bei feindlichem Angriff nur die Wahl zwischen Sieg und Tod, bezw. Gefangennahme ließ.

Herzog Alba fürchtete aber weder den Grafen Edzard II., noch kümmerte er sich viel um die Grenzpfähle des „heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“, sondern zog mit 17 000 erlesenen Streitern dem Grafen Ludwig von Nassau nach, gegen den unglücklichen Flecken. Er nahm sich die gänzlich mißlungene Expedition der Grafen Enno und Johann gegen Meinhard von Hamm zur Lehre und rückte am 21. Juni vom Jemgumer Kloster nicht bloß offen auf dem Tjaddeweg, sondern auch, versteckt hinter dem Deich, gegen Jemgum heran. Während sein jugendlicher Unterbefehlshaber Romero mit der kleineren Abteilung vom Tjaddeweg aus den Südeingang bedrohte, umfaßte Alba selbst, plötzlich mit seiner Hauptmacht über den Deich hervorbrechend, die Stellung Ludwigs in der östlichen Flanke. Dieser hatte den Doppelaufmarsch der Alba'schen Scharen wohl bemerkt und Boote mit hinreichender Mannschaft auf der Ems stationiert, welche die unter dem Schutze des Deiches heranrückende feindliche Mannschaft beobachten und ihn sofort warnen sollten, sobald Gefahr im Verzuge sei. Aber der bloße Name Alba hatte unter den Bootsmannschaften solchen Schrecken verbreitet, daß sie sich gar nicht aus dem Midlunter Rack unterhalb Jemgums hinauswagten und darum die an der Außenseite des Deiches in der Richtung des Jemgumer Racks, oberhalb Jemgums, herannahende Heeresabteilung Alba's gar nicht gewahrten. Um die Notlage Ludwigs noch zu vermehren, wollten seine Söldner nicht kämpfen; Geld wollten sie, ihren Sold, eher keinen Schwertstreich für Niederland. Der Graf mußte selbst an die Kanonen und ihre Mündungen gegen den Tjaddeweg richten; er mußte zum äußersten Mittel greifen und das Siel öffnen, aber das alles beförderte Albas Eifer nur, die Fleckenseingänge zu stürmen. Und als nun die Söldner endlich zu den Waffen griffen, um für ihr eigenes Leben zu kämpfen, entstand unweit des südlichen Fleckenseinganges ein Gefecht, in welchem die Spanier durch die Uebermacht des Grafen Ludwig zurückgedrängt wurden. Der spanische Führer Romero bat den Herzog Alba um entsprechende Verstärkung. Dieser wollte aber seine Leute dort nicht nutzlos opfern, seine Absicht, die Aufmerksamkeit des Grafen Ludwig von seiner Hauptmacht abzulenken, war erreicht. Während noch dieser und seine Söldner am südlichen Eingang mutig kämpften, erschien Alba mit seinen Scharen an der Innenseite des Deiches an dem Eingange des Fleckens,



welcher in früheren, Zeiten im Südosten der Sielmuhde, da wo jetzt die Boekhoffische Ziegelei ist, sich befand. Nun begann seine eigentliche Arbeit. Wie mit eisernem Arm umfaßte er die Schar Ludwigs, welche ungewarnt, ratlos nun den Kopf verlor und nicht wußte, wohin sie sich an ersten wenden sollte. Graf Schauwenburg konnte mit seiner Reiterei auf dem nun überschwemmten und erweichten Boden nichts ausrichten und rettete sich noch beizeiten über den Dukelweg nach Bunde. Die Fleckenseingänge wurden von den Spaniern bald erstürmt, und nun entspann sich in der Langenstraße vor der Roggenmühle, die damals noch eine Stendermühle war, bis zum alten Accisehaus ein Straßenkampf, in welchem die Spanier alles niedermetzten, was ihnen bewaffnet oder unbewaffnet entgegenkam. Die Langestraße füllte sich mit Leichen, strömte von Blut — 2000 Söldner bedeckten die Walstatt. Wie viele in der Ems und auf sonstige Weise umgekommen sind, entzieht sich dem Nachweis, denn als die fliehenden zu den Booten eilten, um sich zu retten, waren sie zum größten Teile verschwunden; die feigen, treulosen Wächter auf der Ems hatten sie zur eigenen Rettung benutzt. Die wenigen noch übrig gebliebenen wurden überfüllt, schlugen um und ihre Insassen ertranken. Hunderte von Flüchtlingen warfen sich in die Ems, um hindurchzuschwimmen, wurden aber von den am Ufer stehenden Spaniern niedergeknallt, wie auf einer Entenjagd. Graf Ludwig selbst entkam unter Lebensgefahr nach Emden, wo auf der Rüstkammer noch heute seine Rüstung sich befindet. Herzog Alba will nur achtzig Mann verloren haben und gewann seine. bei Heiligerlee verlorenen 16 Kanonen samt Fahnen und anderer Beute wieder. Aus den Kanonen hat er sich 1571 ein Standbild gießen und in Antwerpens Citadelle aufstellen lassen, ganz geharnischt, nur den Kopf unbedeckt, die Rechte über das beherrschte Antwerpen ftreckend; aber kaum hatte Alba den Rücken gewandt, so wurde sein Ruhmessbild von Axt und Hammer in Stücke geschlagen.

„Warum, o Alba, errichtest du dir bei Lebzeiten ein Denkmal?

Ahnst du vielleicht, daß im Tode es niemand dir tut?

Nicht betrügt dich die Ahnung, o Herzog, deine Greuelthaten verdienen

Keineswegs Lob, vielmehr ein schändendes,  
schimpfliches — Kreuz.“

Die erschlagenen Söldner haben im Nordosten des Fleckens ihre Ruhestätte gefunden. Die unschuldigen Bewohner Jemgums aber sollten es jetzt büßen, daß ungefragt ein fremdes Heer in ihren Mauern Schutz gesucht hatte. Ihr Prediger Bacquerel wurde in den Armen seiner Tochter ermordet. Die männliche Bevölkerung hatte beim Herannahen Albas zum größten Teil den Ort verlassen, und viele Frauen- und Jungfrauen waren ins alte Johanniterkloster an der Kreuzstraße geflüchtet. Eben dahin wurden nun auch die übrigen von den Spaniern geschleppt, die Klostertüren verschlossen, und das Gebäude sollte mit den wehrlosen Schutzsuchenden in Flammen aufgehen. Diese, von der Absicht des schrecklichen Mannes unterrichtet, erhoben ein lautes Wehgeschrei, welches so angsterfüllt gewesen ist, daß es am gegenüberliegenden Emsufer vernommen wurde. Kein Bitten, kein Flehen vermag den steinharten Alba zu rühren, sein Herz bleibt der flehentlichsten Bitte unzugänglich. Wie ein Alp ruht die schreckliche Ungewissheit sogar aus seinen an die Schrecken des Krieges gewöhnten Soldaten. Tiefes Todeschweigen herrscht in der Runde, und die Umstehenden blicken bald mit tiefstem Mitleid im Herzen die händeringenden Weiber, bald mit geheimer, bangenders Hoffnung den schrecklichen Befehlshaber an. Doch dieser bleibt ungerührt, seine Augen sprühen Blitze, und seine Mienen verraten Tod und Vernichtung. Da bricht endlich einer das Schweigen, Fernando de Toledo, Albas Sohn. Staunend und mit geheimem Schauer hat er das schreckliche Beginnen seines Vaters mit angesehen, ist Zeuge gewesen von dessen racheerfülltem Herzen. Er wirft sich vor seinem Vater nieder, umfaßt dessen Knie und ruft flehentlich: „Vater, las, ab, übe Gnade!“ — Die finstern Gedanken Albas weichen, die starren Züge lösen sich, die Augen des Sohnes bangen an den Lippen des Vaters — da endlich bricht das Eis, und leise erklingt es von den Lippen des Gewaltigen: „Sei es, wie du gebeten hast, ich lasse Gnade walten!“ So kamen die Frauen mit dem Schrecken davon. Auch Jemgums Bewohner erscheinen nicht weiter an Leib und Leben geschädigt zu sein, aber das umliegende Rheiderland mußte dafür Opfer bringen. Der Rauch ihrer brennenden Häuser und Dörfer stieg weithin sichtbar zum Himmel, und ihr in längerer Friedenszeit erworbener Reichtum wurde eine Beute der Feinde. Nicht weniger als 18000 Kühe und Pferde im Werte von 300 000 Gulden nahmen die umher-

streifenden Scharen Albas weg.

Auch unter den Stürmen des 30jährigen Krieges hatte Jemgum zu leiden. Die Mansfelder drangen ein, und ein Oberster derselben, Carpezan, der hier Orgien feierte, ließ am 27. Juli 1623 seiner Frau den Kopf abschlagen, da er ihr vorwarf, Ehebruch getrieben zu haben. Später ließen die Hessen unter Graf von Eberstein Jemgum regelrecht befestigen und einen Wall mit acht Zwingern oder Bastionen und zwei Toren anbringen, wodurch es wieder zum Tummelplatz und Zankapfel streitender Parteien gemacht wurde. 1647 fielen die Oesterreicher unter General Lamboy ins Land, eroberten nach einiger Gegenwehr den Platz und legten eine stärkere Besatzung hinein; als aber ihr Hauptheer abgezogen war, übergaben sie ihm nach einer kurzen Beschl(?)ießung am 8. November desselben Jahres wieder an die Hessen. Endlich zogen auch diese ab, und nun sandten die Generalstaaten einige Truppen dahin, aber die Emdener, die von der beabsichtigten Besetzung erfahren hatten, kamen ihnen zuvor, überfielen bei *nachtslapener tyde* die Schanzen mit hinreichender Mannschaft und trugen diese so gründlich ab, daß die erstaunten Jemgumer am anderen morgen ihren Flecken urplötzlich in einen wehrlosen Ort umgewandelt sahen. Die zu spät kommenden Holländer zogen enttäuscht wieder ab. Von dem Graben und den Wällen sind lange noch Spuren sichtbar gewesen.

Wenngleich kurz nach der Reformation Graf Edzard I. von Ostfriesland erlaubt hatte, daß Luthers in deutscher Sprache im Druck erschienene Schriften im Lande gelesen werden durften; wenn auch mit Zustimmung dieses weisen und milden Landesherrn seit 1519 in Aurich und Emden, und seit 1520 in Norden und unter dem Schutze der Junker Ulrich und Hisko zu Oldersum das Evangelium dem Volke gepredigt wurde, so waren es immer nur noch einzelne Ortschaften, in denen das Wort Gottes rein von der Kanzel ertönte; aber der Anstoß zu der allgemeinen Evangelisierung Ostfrieslands sollte in Jemgum erfolgen, und die Römischen gaben selbst im Jahre 1526 dazu die Veranlassung.

„Am Tage Viti“, so erzählt Reershemius in seinem Prediger-Denkmal, „dem 15. Juni, an welchem in Jemgum ein Jahrmarkt abgehalten wird, kamen viele päpstliche Priester hierher und suchten die Leute beim Papsttum zu erhalten. Zu solchem Zweck kamen denn auch 1526 am gedachten Tage

Dr. Laurentius, ein prahlerischer Mönch aus Groningen, und Reinerus Münter hierher und verkündigten den Leuten die alten Irrtümer des Papsttums, setzten dagegen die evangelische Wahrheit höhnisch herunter. Ein rechter Marktschreier, drohte Laurentius mit einem Hauche alles umzublasen, was die Prediger der neuen Lehre in den letzten Jahren aufgerichtet hätten. Der evangelische Prediger zu Oldersum Henr. Arnoldi war dabei gegenwärtig, bestrafte den päpstlichen Prediger öffentlch wegen seines irrigen und schriftwidrigen Vortrages und rief: Wer die Wahrheit hören will, der folge mir! Er ging bald aufs Feld, hatte einen starken Zufluß von Zuhörern und hielt eine evangelische Rede, wodurch viele gerührt und dem Evangelium zugeneigt wurden.“ Um ihn zu stören, zogen ein Mönch, ein Soldat und ein altes Weib die Glocken, aber vergebens, die Zuhörer folgten Arnoldi nach in seine Herberge. Er und andere Prediger nahmen nun aus den Worten des Laurentius mehrere Artikel, die sie als falsche Lehre bezeichneten; und da letzterer bereit war, seine Sätze zu beweisen, kam es noch im selben Monat zu einem Religionsgespräch in der Kirche zu Oldersum.

Es fanden sich dazu ein:

a. aus römischer Seite:

1. der Jakobiner-Mönch Dr. Laurentius, Prior im Jakobinerkloster zu Groningen, von Jemgum herübergekommen mit
2. Wyard, Pastor zu Jemgum, sowie
3. Reinerus Munterus, Kommandatar des Jemgumer Klosters. 4. der Pastor zu Ditzum, ein Pariser Licentiat, 5. der Pastor zu Hatzum und noch einige andere „darunter gleichwohl viele Nikodemusse waren“ schreibt Harkenroht:

b. auf evangelischer Seite:

1. Ulrich von Dornum, als Leiter und Vorsitzender,
2. Mr. Georgius Aportanus Prediger zu Emden,
3. Mr. Joh. Stephani, Prediger zu Norden, 4. Mr. Fredericus N., Prediger zu Pewsum,
5. Mr. Lubbertus Cantius, Prediger zu Leer, 6. Henricus Arnoldi und 7. Albertus Steenwyk, die beiden Prediger zu Oldersum,
8. Wywe, Prediger zu Petkum, 9. Mr. Eppo, 10. Thomas van Zwoll und noch einige andere ostfrie-

sische Geistliche.

Die zur Verhandlung gekommenen Streitfragen waren folgende: 1. Ob wir wegen unserer Sünden nicht der Mittler zwischen Gott und uns bedürfen? 2. Ob Maria nicht auch eine Mittlerin sei zwischen Christus und uns? 3. Ob wir ausser Christo keine anderen Mittler nötig haben? 4. Ob wir allein aus dem Glauben gerechtfertigt werden ohne Verdienst der Werke? 5. Ob die alten Bräuche in Gottes Kirche beizubehalten seien?

Das Religionsgespräch wurde gedruckt in Wittenberg 1526 bei Nicolaus Schirlenz unter Luthers und Melanchthons Augen. Ein späterer Jubelfestredner

hat Frucht und Folge desselben kurz mit folgenden Worten bezeichnet:

Na het twistgesprek te Norden En na dat te Oldersum  
Leiden priesters af hun orden,  
Preekten 't Evangelium.

Pastor Wyard in Jemgum scheint infolge des Gesprächs das Evangelium angenommen zu haben, sicher ist es von seinem Nachfolger Hayo, 1547-1555. Daß der evangelische Prediger Hermes Bacquerel, der von London aus der Flüchtlingsgemeinde a Lasco's über Kopenhagen und Holland hierher gekommen war, am 21. Juni 1568 nach der unglücklichen Schlacht bei Jemgum in den Armen seiner Tochter erstochen ward, wurde oben schon erwähnt. Sein Nachfolger Onno Hermannus sollte in einer schweren Krankheit seiner Frau Hilfe bei solchen Leuten gesucht haben, die die schwarze Kunst trieben. Vom Prediger-Coetus in Emden wurde er deshalb für unwürdig erklärt, im Amte zu bleiben. Der Graf suchte ihn aber bei seinem Dienst zu erhalten, was ihm sehr schwer wurde, zumal da selbst der eigene Kollege Rud. Artopaeus gegen ihn agitierte. Von dem Prediger Matth. Nahum berichtet das Kirchenprotokoll, daß er die hochdeutschen Ge-

sänge, die zu seiner Zeit (1640-1650) in Jemgum in Gebrauch waren abgeschafft habe, dafür die Psalmen Davids eingeführt. Auch den Taufstein hat er aus dem Chor geschafft. Der erste jedoch, der hier holländisch predigte, war Joh. Cloppenburg (1658 - 1666). Seine Frau, eine Tochter des berühmten Predigers Eilshemius, wird gerühmt als Kennerin der lateinischen und anderer fremden Sprachen, sowie wegen ihrer ungeheuchelten Gottesfurcht und der besonderen Gabe, Bekümmerte zu trösten.

Seit der Reformation bestand die im Jahre 1401 fundierte „Vicarie“ als zweite Predigerstelle, und als im Jahre 1534 die alte Kirche abgebrochen und damit Jemgum. eines seiner stolzesten kirchlichen Denkmale beraubt wurde, diente die kleine Kirche an der Langenstraße zur Gemeindegemeindekirche. An den ursprünglich von Osten nach Westen sich streckenden Teil, der 80 Fuß lang und 30 Fuß breit ist, wurde im Jahre 1661 ein Südflügel von 21 Fuß Länge in gleicher Breite mit dem alten Flügel gefügt, weil die Kirche der stetig wachsenden Gemeinde wohl nicht mehr hinlänglichen Raum bot. Im Jahre 1769 baute man noch einen Nordflügel von 33 Fuß Länge daran, so daß das Ganze jetzt die Form eines Kreuzes hat. An der Westseite der Kirche wurde 1555 oder 1575 ein Turm erbaut: so war auf einem darin ein-

gefügten Denkstein zu lesen. Wie nämlich Beninga in seiner Chronik berichtet, schenkte die Gräfin Anna die Steine der Kirche des 1556 abgebrochenen Klosters Msude den Einwohnern von Jemgum zum Bau einer neuen Kirche; diese haben aber die geschenkten Baumaterialien wahrscheinlich zur Erbauung des Turmes verwandt, da ihnen die Kirche noch genügen mochte. Im Jahre 1817 ist derselbe abgebrochen, der

jetzige neue Turm mit zwei Galerien, dem *Väerkant* und dem Achtkant, sowie dem Kuppeldach ist erst 1846 erbaut.

Vor dem Chor liegt Albert van Bakemoor, (alias van Jemgum) begraben, der Drost zu Greetsiel war, als Balthasar von Esens 1534 die Burg „Grete“ belagerte. Er übergab sie diesem ohne Not, wenn nicht gar verräterischer Weise, am 20. Januar desselben Jahres. Bald hernach starb er. Auf seinem Grabstein steht:

Ao 1534 de 12. Marti starf in de Here  
Albert van Jemgum, Drost van Greetsyl.  
Ubbo Emmius, Rektor der Universität in Groningen, nannte im Anfange des 17. Jahrhunderts in seiner Ostfriesischen Ortsbeschreibung Jemgum — „das Auge Rheiderlands“ und führt es unter den bedeutendsten Ortschaften Ostfrieslands auf, als „einen ansehnlichen Flecken, der das Ansehen einer nicht unbedeutenden Stadt hat, in anbetracht von seiner Größe und Schönheit das Auge von ganz Rheiderland mit einem gelegenen Hafen, zudem durch die Niederlage zweier Heere innerhalb weniger Jahre berühmt. Nur hinter Emden, Aurich, Norden und Leer zurückstehend, überragt es noch Weener und andere bedeutende Oerter.“ Und dabei kannte er die blühenden Zwirnfabriken noch nicht, die erst nach seiner Zeit hier aufkamen und nur hier und in Emden sich fanden, die samt der Landwirtschaft den Reichtum Jemgums gründeten. Ein anderer Geschichtsschreiber sagt: „Wär' ich ein Vieh, ich graste nirgends lieber als in der Umgegend von Jemgum.“ Doch auch andere Gewerbe, Ziegeleien, Bierbrauereien, sowie mehrere jährlich hier abgehaltene Märkte trugen das Ihrige dazu bei, den Wohlstand zu erhöhen. Schon im 15. Jahrhundert war Jemgum und der Umsatz seines

Handels und Gewerbes zu solcher Bedeutung gelangt, daß es sich der Mühe verlohnte, seine Einwohner mit der Entrichtung von Accise zu belegen. Die Wage war die dritte im Ernder Amt; ihre Privilegien wurden der Kirche im Jahre 1528 von der gräflichen Herrschaft verliehen. — Und jetzt? — Freilich die Stürme des 30jährigen Krieges, sowie die Einfälle fremder Völker haben diesem Wohlstand in sehr empfindlicher Weise Abbruch getan; und ebenso verursachte eine Feuersbrunst am 3. Juli 1783 großen Schaden für den Flecken, dem sie zwei Ziegeleien und 46 Wohnhäuser in Asche legte. Bloß an Mobilien, obwohl die besten Sachen noch gerettet wurden, schätzte man den Verlust auf mehr als 100 000 Gulden, ungerechnet den an den Häusern, die sehr niedrig versichert waren. Wenn auch durch die Fabriken ein Aufschwung in Handel und Wandel wieder stattfand, so kam doch die Zeit, wo durch die Einführung der englischen Garne, die mit neu konstruierten Maschinen gefertigt wurden, die Fabrikation in Jemgum zurückging. Die Fabriken verfielen allmählich, im Jahre 1804 ab es noch 15 Zwirnfabriken mit 78 Gesellen und Jungen, und ich habe noch eine ganze Reihe von Leuten gekannt die in den „Tweernmakeräen“ gearbeitet hatten. In meiner Jugendzeit war noch eine einzige in Betrieb mit einem Arbeiter und zwei Jungen, die dann auch beim Ableben des Besitzers Remmer Steen einging.

Ein Schützen-Korps fand sich auch in Jemgum, das alljährlich sein Schützenfest feierte. Mir liegt ein Programm vom Jahre 1850 vor:

Einladung  
zum  
Jemgumer Schützenfeste.



Das Jemgumer Schützen-Korps, welches am 27. d. Mts. sein diesjähriges Schützenfest feiern wird, ladet hierdurch alle Freunde und Beförderer solcher Volksfeste freundlichst ein, recht zahlreich an demselben teilzunehmen.

### Fest-Programm.

Am 27. Juni, nachdem früh morgens das Fest durch einige Kanonenschüsse und eine von unserem Musik-Korps ausgeführte Reveille eröffnet ist, versammelt sich das Schützen-Korps 11 einhalb Uhr zu einem Festzuge, an welchem auch die Ehrenmitglieder teilnehmen; der Zug marschiert unter Musik durch den Ort und zum Schießplatze hinaus, woselbst dann sogleich das Königsschießen beginnt, woran gleichfalls die Ehrenmitglieder teilnehmen.

Während des Königsschießens findet durch das Kloppsche Musik-Korps im Zelte Unterhaltungsmusik statt und auswärtige Schützen können nach der Nummernscheibe schießen.

Nachdem der neue Schützenkönig mit den Insignien geschmückt ist, macht das Korps vor demselben den Parademarsch und begleitet ihn unter Musik nach seiner Wohnung. Nach einer halbstündigen Pause sammelt sich das Korps wieder und marschiert nach dem Schießplatze. Dasselbst hat die Unterhaltungsmusik nicht aufgehört und findet ferner bis zum Abend statt. Gegen 5 Uhr ein Sacklaufen. Um 7 Uhr eröffnet der Schützenkönig den Tanz. Um 9 Uhr Zapfenstreich.

Den 28., morgens gegen 9 Uhr, Zug der Schützen durch den Ort nach dem Schützenplatze wie tags zuvor, woselbst dann das allgemeine Schießen nach der

Nummerscheibe stattfindet.

Um 1 Uhr tritt im Schiessen eine Pause von einer Stunde ein, während welcher abermals der Parade-marsch ausgeführt wird. Gegen 5 Uhr Belustigungen für die Schuljugend. Bis 7 Uhr Unterhaltungsmusik im Zelte: alsdann wieder Beginn des Tanzes.

Um 9 Uhr Zapfenstreich und Geleit der Fahnen nach der Kommandantur. Späterhin Illumination des Zeltes und Feuerwerk.

N. B. Auswärtige Schützen in Uniform haben alle Rechte der hiesigen Schützen.  
Jemgum, den 9. Juni 1850.  
Die Fest-Kommission.

Die Schützen trugen grüne Uniform und Mützen mit Kokarde. Dirk Schmertmann war lange Zeit Schützenhauptmann, und der kleine lebhaft Buchbinder Thiel Adjutant. Sollte der Parademarsch angetreten werden, dann wurde immer erst auf besonderes Kommando der linke Fuß vorgesetzt, sonst wollte die Geschichte nicht klappen. Das Schützenzelt wurde auf dem späteren Helgenplatz, rechts vom „Fährpad“ aufgeschlagen, während sich die Schießstände da fanden, wo jetzt Adens Garten ist. Von hier aus schoß man nach der Scheibe, die in der Nähe der Sägemühle an einem erhöhten Wall angebracht war. Der Scheibenwärter Harm Franzen Poelmeyer war sehr vorsichtig, indem er sich zeitig hinter dem Wall vor den Schiessen in Sicherheit brachte. Sonst war er seines Zeichens Schornsteinfeger, und wenn er sich auf der Straße zeigte wurde er stets von uns Kindern angerufen.

Aus der Zeit, da die Zünfte in hoher Blüte standen, die später 1866, als mit der Preußischen Ver-

waltung auch die Gewerbefreiheit bei uns einzog,  
eingingen, habe ich noch einen Lehrbrief verwahrt:

„Wir Elterleute und Amts-Meister der löblichen  
Bäcker-Zunft im Flecken Jemgum, der Königlich Groß-  
britannisch-Hannoverschen Provinz Ostfriesland, ur-  
kunden und bekennen hiermit, daß Vorzeiger dieses,  
Namens ....., gebürtig aus Jemgum, 16 Jahre  
alt, bei unserem Amtsmeister ..... die Bäcker-  
Profession von May 1831 bis May 1833 erlernt und  
sich während seiner Lehrjahre treu, fleissig, gehorsam  
und so betragen hat, wie es einem wohlgebildeten  
Lehrburschen geziemt und ansteht.

Wir finden daher kein Bedenken, dem ermeldeten  
Lehrburschen hierüber diesen offenen, zünftigen Lehr-  
brief zu erteilen und auszufertigen, und ersuchen zu-  
gleich alle zünftige Meister in- und außerhalb Landes,  
diesem zünftigen Lehrburschen allen Beistand und  
Willfährigkeit zu seinem Fortkommen wiederfahren zu  
lassen, unserem Lehrbrief allen Glauben beizumessen,  
gleichwie wir solches in vorkommenden Fällen, zu er-  
wiedern, nicht unterlassen werden,

Urkundlich ist dieser Lehrbrief von unserm Amts-  
patron, dem Eltermann und Lehrmeister unserer  
Zunft untergeschrieben und mit dem Siegel der Amts-  
vogtei Jemgum, sowie mit dem Zunftsiegel besiegelt  
und bekräftigt worden.

So geschehen, Jemgum, den 10ten May 1833.

Amtspatron: .....

Amtsvoigt.

..... Buchführender Eltermann.

Siegel.

.... Eltermann.

..... Lehrmeister.

Siegel.

Im Jahre 1860 (1859!) wurde das Amt und Gericht von Jemgum nach Werner verlegt und mit dem dortigen vereinigt. Bei den Chausseebauten, die uns so wie so erst spät die Segnungen des Verkehrs brachten, wurde die Linie, die den Verkehr der im Innern Niederrheiderlands gelegenen Ortschaften nach Leer vermitteln sollte, anstatt über Jemgum — eine halbe Stunde daran vorbei über Holtgaste und Solborg gelegt, — jedenfalls in Rücksicht auf den Geldpunkt, jedoch zum Nachteil für das Aufblühen des Fleckens, und sind die im Innern des Landes gelegenen Ortschaften im Winter nur auf großen Umwegen von

Jemgum aus zu erreichen. Dann brannte im Jahre 1874 die Sägemühle nieder, ohne daß sie wieder aufgebaut wurde, da ihre Versicherung gegen Feuergefahr kurze Zeit vorher abgelaufen und nicht erneuert worden war. Die Schiffswerft, auf welcher Seeschiffe gebaut wurden, ging ein. Jemgum blieb weit ab vom Verkehr der Eisenbahnen, und als eine Kreisbahn gebaut werden sollte, waren die Interessenten dagegen. So kam es denn, daß es von Jahr zu Jahr stiller wurde in Jemgum, stiller im Geschäft, stiller in den Straßen und im Hafen, wo im Sommer keine Fischerfahrzeuge mehr verkehrten, und im Herbst keine Schiffe ihr Winterlager aufsuchten, da auch die Reederei zurückging, während andere Ortschaften, die die Segnungen des Verkehrs empfangen, aufblühten. Erst in letzter Zeit hat sich die geschäftliche Seite etwas gehoben durch die Anlage von Ringöfen und den Dampfbetrieb in den Ziegeleien. Alte Häuser sind durch neue ersetzt worden, ja, als ich vor einigen Jahren die Heimat aufsuchte und in Leer einen Insassen Jemgums traf, fragte der mich gleich: Hebben Sä 't Slöß van Jemgen ook all säen?“ Damit meinte er den Neubau eines Bauern-

platzes, den „Bült“, der auch etwas Schloßähnliches hat (Koopmanns Villa).

In unserer Jugendzeit sangen wir Kinder:

Jemgum ach du armer Wurm,  
Hast drei Mühlen und einen Turm,  
Einen Hafen und ‚ne Werft  
Hast du noch dazu geerbt,  
Doch ich hätte bald vergessen  
Von dem Jemgumer Fähr zu sprechen,  
Denn es ist ein wahr Pläsier,  
Stehn beim Fähr zu warten hier.

Die schon erwähnte abgebrannte Mühle war eine Holzschneidemühle und stand an der Ems, gegen die Wasserfluten durch einen Deich rundherum geschützt, innerhalb desselben sich außer der Mühle noch ein Holzlagerplatz sowie ein großes Bassin befand. Unter dem Deich an der Emsseite lag eine kleine Schleuse, die das innenliegende Becken mit einem Außenhafen verband. In letzterem legten die Schiffe, die ihre

von Norwegen herübergebrachte Ladung Balken dort löschten, die dann durch die Schleuse in das innere Becken gefloßt wurden. Als die Mühle abgebrannt und das Holzlager aufgehoben war, wurde der Deich später abgetragen, und der Platz ist ein Grasland geworden. In dem kleinen Hafen legte ein altes Beurtschiff die Trientje, das hier abgetakelt wurde, an. Der Hafen verschlammte allmählich, und unter dem Schlamm befindet sich das alte Binnenschiff, das vielleicht in späteren Jahrhunderten bei einer etwaigen Regulierung der Ems einen interessanten Fund bilden wird.

Die zweite Mühle ist die an der Kreuzstraße auf dem Areal des früheren Klosters mit einer Ausfahrt nach der Langenstraße, sie hat außer den Mahlgängen für Korn noch eine Vorrichtung zum Pelden, d. i. Enthülsen der Gerste und heißt die Peldemühle. — „Pellmölen, — im Gegensatz zu der dritten, der Roggenmühle am Ostende der Langenstraße außerhalb des Deiches. Diesen Namen hat letztere immer noch, trotzdem auch sie schon seit langer Zeit einen Peldegang erhalten hat. Ende der siebziger Jahre wurde noch

ein kleines Mühlchen dazu gebaut von J. D. Ulland; das sollte seine Maschinen treiben zur Anfertigung von Hobelbänken und Hobeln aller Art. Nach dessen Wegzug von Jemgum ist die Mühle aber wieder abgebrochen worden.

Die Schiffswerft, von der wir im Liede sangen, war ein Aktienunternehmen der Jemgumer Bürger. Nach einer Reihe kleinerer Schiffe wurde das erste große Seeschiff, eine Brigg, gebaut. Die ganze Besatzung mit Ausnahme des Kapitäns Wümkes, bestand aus Jemgumern, die das Auftauchen des Schiffes besorgen mussten. Abends zogen sie gewöhnlich singend durch den Ort. Eine große Feier wurde veranstaltet, als das Schiff in See stach. Leider ging es gleich auf der ersten Reise verloren. Da das Geschäft wollte nicht mehr florieren, zum Teil deshalb, weil man in der Wahl der Leiter keine glückliche Hand gehabt hatte, und die Sache blieb brach liegen, bis nach längerer Zeit der Schiffbauer Aden den Helgen in Erbpacht nahm, ein stattliches Wohnhaus daneben baute und in Gemeinschaft mit seinem Bruder das Geschäft zum Aufblühen brachte. Täglich zogen die Schiffszimmerer an unserem Hause vorbei zur Werft. und wenn sie zurückkehrten, trug jeder einen Arm voll Abfallholz mit heim zum Brennen, Haufen so

groß, daß ihnen die Fortschaffung Mühe machte.

Doch schon in den siebziger Jahren wurde der Schiffsbau wieder eingestellt, wodurch mancher Arbeiter gezwungen wurde, von Jemgum fortzzuziehen und sich anderwärts nach Arbeit umzusehen. Jemgum ward wieder öder und stiller. Und wenn auch die vermehrten und vergrößerten Ziegeleien neue Arbeitskräfte dahinzogen, so gilt dies doch bloss für den Sommer, wenn die Ziegelmacher aus dem Lippe'schen kommen und für die Saison ihre Kammern in der Fabrik beziehen. Dann holen die Fahrer den Ton aus den Ländereien, — bei einigen Fabriken jetzt mit kleinen Kippwagen auf Schienengeleisen, — wo er unter schwerer Anstrengung aus den Kuhlen nach oben geschafft wird, und bringen ihn zur Fabrik, wo er verarbeitet, geformt und getrocknet wird, um in dem Ofen zu Stein gebacken zu werden. Die fertigen Steine werden meist per Schiff verladen, gewöhnlich in kleinen Häfen neben der Fabrik, während

das Hafenbecken an der Sielstraße meist dazu dient, die Torfschiffe zu entladen, welche dann mit einer wertvollen Ladung Kuhdünger wieder nach den Fehnkolonien zurücksegeln, wo dieser zur Aufbesserung des mageren Bodens sehr begehrt ist.

Ein Beurtschiff, das wöchentlich einmal nach Leer oder Emden segelt, ist auch noch vorhanden, in meiner Jugendzeit waren es zwei, die diese Touren abwechselnd machten, um Butter, Käse und Getreide, hauptsächlich Hafer und Gerste, wegzuführen und dafür andere Produkte, Stückgut, Lebensmittel, Roggen- und Weizenmehl wieder herbeizubringen.

Zwei Lösch- und Ladeplätze liegen am Hafen, der eine an der Sielstrasse und der andere auf der andern

Seite an der Oberfleetmerstraße, die so heißt, weil sie von der Kirche oder dem Kloster aus über das Fleet (Tief) hinüber lag. Auf dem Siel brannte an dunklen Abenden die Laterne des Sielwärters Tammen, lange Zeit hindurch das einzige Licht, das die Straßen Jemgums erhellte; und da es in zwei Strassen, die Siel- und Overvleetmerstraße, hineinleuchtete, so war es ein Lichtpünktchen, dem die Leute zustrebten, die sich durch das Dunkel der andern Straßen hindurchgewunden hatten. Die Straßen waren mit runden Kopfsteinen, sog. Flinten gepflastert, die Bürgersteige (Wanderken) aber, weil sie in ungleicher Höhe angebracht waren, des abends nicht gangbar. Jetzt ist insofern auch ein Wandel geschafft worden, als anfangs an der Sonnenseite der Straßen ein schmaler Fußweg, später aber die ganzen Strassen mit Klinkern gepflastert worden sind. Dabei stellte sich heraus, daß unter der Pflasterung noch eine Schicht Kopfsteine lag, die man jedenfalls zur Festigung des Bodens hatte liegen lassen und ein neues Pflaster daraus gesetzt.

Die Häuser sind durchweg mit großen Gärten versehen, besonders an der Langen- und Overfleetmerstraße. Hinter diesen dehnen sich gleich die Wiesen und Weiden aus, die durch eine Hecke und einen Graben von ihnen getrennt sind.

Mein Elternhaus ist eins von denen, die mit nur kleinem Garten versehen sind. Es liegt an der Overfleetmerstraße, gleich hinter dem Siel, hart am Tief,

von allen Seiten frei, darum luftig und hell. Der schmale Garten, welcher an der Südseite des Hauses entlang läuft, durch dieses geschützt vor dem Nordwind neigt sich zum Tief und bietet seine Fläche den Sonnenstrahlen schräg dar, was zur Folge hatte, daß wir schon zeitig im Frühjahr die ersten Gemüse



ernten konnten, und mein Vater suchte seinen Stolz darin, wenn wir uns schon im April die ersten Rübsen (Raapen) zum Mittagmahl zubereiten lassen konnten. Zu meines Großvaters Zeiten standen viele Obstbäume in dem kleinen Garten, als diese aber vor Alter abstarben oder vom Sturme gestürzt wurden, hat mein Vater keine neuen setzen lassen, weil er zu viel Aerger hatte, wenn die vorbeifahrenden Schiffer mit ihren Stangen das Obst herunterschlugen, oder die Kinder es mit Steinen herabwarfen und dabei manche Fensterscheibe zertrümmerten. Jetzt steht keiner mehr von den alten Bäumen, der letzte Apfelbaum brach im Sommer 1883 bei schönstem Wetter zusammen, der Birnbaum hat am längsten ausgehalten, ist aber jetzt auch eingegangen.

Von den Fenstern unserer Wohnstube konnten wir direkt in das Sieel sehen, und wenn die Schleusentüren geöffnet waren, hindurch in den Hafen hinein. Da die Fluttüren, die, welche sich nach außen, der Ems zu öffnen, nicht ganz dicht schlossen, so lief das Wasser hindurch, das um so stärker rauschte, je höher es außerhalb des Sieele stieg und dadurch nach innen hin größeren Fall bekam. Am stärksten toste es aber, wenn bei Hochfluten auch die Sturmtüren im Innern des Sieele geschlossen waren. Da diese bekanntlich nicht bis an das Gewölbe reichen, so stieg das fortwährend durch die Spalten der Fluttüren eindringende Wasser in dem Raum zwischen beiden Türpaaren so hoch, daß es oben über die Sturmtüren hinwegschloß und einem starken Wasserfalle ähnlich toste. Kamen Leute zu uns auf Besuch, so staunten sie immer über den lärmenden Schall und fanden es auf die Dauer unangenehm, während wir durch die Gewöhnung unempfindlich dagegen geworden waren.

Abends warteten häufig die Schiffer, die das

Tief entlang von den Bauernhöfen zurückgekehrt waren, auf das Durchschleusen; sie fuhren dann mit

ihren Schiffen so weit als möglich in das an einem, unserem Hause zugekehrte offene Siel hinein, um beim Oeffnen zuerst hindurchfahren zu können. An schönen Sommerabenden lauschten wir dann ihrem Spiel auf der Ziehharmonika, und die Weisen klangen gar herrlich auf dem Wasser.

Die Nähe des Sieltiefes war für unsere gute Mutter Anlaß zu steter Sorge, wegen der Gefahren für uns Kinder; und wenn wir uns in der frühen Kindheit einmal verlaufen hatten, so bangte das Mutterherz, und sie richtete ängstliche Blicke nach dem Tief, ob es uns vielleicht zum Opfer gefordert hätte. Aber trotz der grossen Nähe des Tiefs sind wir aufgewachsen, ohne daß wir auch nur einmal ins Wasser geraten sind, vielleicht eben deshalb, weil wir von jung auf vor den Gefahren gewarnt und später mit ihnen vertraut wurden, während es passierte, daß andere vom Tief entfernt wohnende Kinder hin und wieder ein unfreiwilliges Bad nahmen.

Anderseits hatte die Nähe des Tiefs auch wieder Vorzüge für uns. Im Winter schnallte Vater uns die Schlittschuhe in der Stube unter, und trug uns unter dem Arm aufs Eis; ja selbst später machten wir es so, und gingen dann zur Hintertür hinaus mit untergeschnallten Schlittschuhen. War schönes Eis, so klopfen gleich nach Tisch Onkel Huizinga und Jans Foget, die beiden Junggesellen ans Fenster: „Van Nam‘dag na de Tee!“ Das bedeutete, dann soll die Schlittschuhfahrt vor sich gehen. Lange Jahre sind die beiden die Veranstalter dieser Fahrten gewesen. Es ging entweder nach Hettjes up‘t Keor (Marienchor) oder nach Mentje de Boer auf Bunderhamrich. In langer Reihe

stellten sie sich auf, voran Unkel Huizinga und Jans Foget, in bunter Reihe Herren und Damen abwechselnd, jeder faßte mit der Rechten die auf den Rücken gelegte Linke des Vordermannes, und dann sausten sie fort vor dem Ostwinde in schnurgerader Linie nach Westen, es war eine Lust. Nach dem Eierbier aber, abends in den Ostwind zurück war schwere Arbeit und die hinteren, vorm Winde geschützten mußten ordentlich nachschieben, um den vorderen die Arbeit des Ziehens zu erleichtern. Abends beim Zuhausegehen wurde schon wieder die nächste

Tour verabredet; denn wenn die Eisflächen das Wasser bedecken, darf man nicht zandern, es tritt oft zu schnelles Tanwetter ein. Ein herrliches Vergnügen, das Schlittschuhlaufen, und manches Mal werden hier, wie anderwärts auf dem Tanzboden, Bekanntschaften angeknüpft, die zum Bunde fürs Leben führen. Aber die beiden alten Trekkers? Sie haben sich für das allgemeine Wohl geopfert und sind unbeweibt geblieben.

Auch über die Ems schlug der Winter manchmal die Eisbrücke, die aber der Gefährlichkeit halber meistens nur aufwärts bis Leer und Weener benutzt wurde; denn gar zu oft forderte die tückische Flut ihr Opfer. Mau passierte dann zu Fuss den Fluss bei der Fähre, wofür man dem Fährmann auch seinen Lohn bezahlen musste, ja, von jedem Schlittschuhläufer, der bei der Fähre die Ems bestieg oder verließ, bekam er seinen Obulus, bis er, die Taschen mit Nickel belastet, nicht mehr in der Kälte stehen wollte und, von der großen Einnahme befriedigt, vergnügt nach Hause ging, die Passage freilassend.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ja noch bis in die sechziger Jahre hinein, lag mitten in der

Ems eine Insel, das „Jemger Sand“. Ueber das linksseitige Fahrwasser musste man sich mit dem Fährboot überbringen lassen, während der Arm am jenseitigen Ufer mittelst eines langen Steges überbrückt war, der unnötig wurde, als der Arm, verursacht durch Schlengenbauten, allmählich verschlammte und sich mit Gras bedeckte. Jetzt führt ein Steinpfad hinüber vom Deich zur Anlegestelle des Fährboots, wo man mit „Papa's Klokke“, wie Mettje Hartmann sagte, das Zeichen gibt, daß man vom Fährmann herübergeholt werden möchte. Diesseits der Fähre steht die „Wartburg“, eine hölzerne Bude, in der man aus die Rückkehr des Fährbootes warten kann.

Zur Gemeinde Jemgum gehören noch einige Ortschaften und Gehöfte, so Jemgumgaste, Klimpe, ein paar Häuser von Eppingaweer, Ukeborg, Sappenborg, Jemgumer Kloster und das Warfhaus Timpe. In letzterem hauste zu unserer Kinderzeit „Folmtjemoe“ mit ihrem Tabaesohm, (Tobias Gersema). So ist es richtig gesagt, denn sie hatte de „Büksen“ an, war

Herr im Hause, und wir Kinder mochten aus Angst vor ihren Hörnern, die sie auf dem Kopfe haben sollte, nicht das Haus betreten, sondern durch weiten Abstand geschützt, riefen wir hinüber: „Fotjemoe mit seß Horens up de Kopp!“ — Begehrte ein Vorübergehender bei ihr einen Labetrunk Wasser, so führte sie ihn an das „Drankfatt“, damit er „Karmelk“ schlürfen konnte, und trank er dann aus dem dargebrachten Gefäß über den Henkel, dann sagte sie: Wat wunnerbar, so drink ik ok alltied.“ — Tableau. — In Punkto Gelehrsamkeit sah es nur schlecht bei ihr aus, und das Geld berechnete sie nach der Anzahl der Stücke. Wenn ihr Tobäesohm Einkäufe für sie gemacht hatte, wozu sie ihm Geld mitgab, wußte er doch etwas für sich dabei herauszuschlagen, indem er sagte:

„Sovööl Stücken moet ik terüg hebben, mien Folmtje tellt de Stücken“, und den Ueberschuß konnte er dann für sich verwenden.

Als an Timpe vorbei die Chausse von Leerort nach Jemgum gelegt wurde und dabei die Gebeine der in den Schlachten bei Jemgum gefallenen und dort beerdigten Krieger zutage gefördert wurden, pilgerten wir hin, um diese in Augenschein zu nehmen. Da aber doch die betr. Schlachten nicht bei Timpe, sondern vor den Mauern Jerngums und innerhalb derselben tobten, so wird das wohl eine Totenstätte bei dem Jemgumer Kloster gewesen sein, wo die Gebeine gefunden wurden.

Die Chaussee betrachteten wir Kinder als eine solche Verkehrsverbesserung, daß ich meinen Vater allen Ernstes bat, mir Schlittschuhe mit Rollen machen zu lassen, um damit auf der Klinkerchaussee zu laufen. Durch Strafen mußte ich von der Idee abgebracht werden, daß ich ihm nicht mehr damit in den Ohren lag. Hätte er noch erlebt, dass die Rollschlittschuhe erfunden wurden, so möchte er sich vielleicht geärgert haben, daß ich nicht der Erfinder der Rollschlittschuhe geworden bin, und dadurch meine Position in der Welt verbessert hätte. Wer weiß, hätte ich damals schon eine Ahnung von Asphaltbahnen und Zementpflaster gehabt, ich hätte vielleicht nicht locker gelassen, bis mein Wunsch erfüllt worden wäre. Aber so geht's in der Welt.

Von Jemgumgaste führen zwei Wege nach Jemgum, der Dukelweg, der jetzt chaussiert ist, und der „Doodeweg“, außerdem durch die Ländereien ein Fußweg. Der Doodeweg, so genannt, weil über denselben die Leichen von Jemgumgaste zum Jemgumer Friedhof befördert wurden, war berüchtigt wegen des Spukes,

der dort nächtlicherweile sein Wesen treiben sollte, wie denn in Jemdum auch Leute vorhanden waren, die „Vörloop“ und „Naloop“ kannten, auch geheimnisvolle Blicke in die Zukunft zu tun vermochten. „Wick Anne“ war die Urmutter der Smidts, von Janohm, Klaasohm usw., die deshalb auch den Zunamen „Wickert

hatten, sie war als Kartenlegerin bekannt .

Um nun zu sehen, was an der Spukgeschichte auf dem „Doodeweg“ daran war, bin ich regelmäßig im Winter 1869 - 70 als Fünfzehnjähriger im Dunkeln nach dem Doodeweg spaziert, teils auch um mir Mut zu machen. Dort sollte jemand ohne Kopf umher laufen, auch der „alte Knecht“ mit Hörnern und Pferdefuß, Aber ich habe nie etwas gesehen, trotzdem ich immer bis zum „Bräedekreits“ und darüber hinaus den Weg entlang ging. Doch halt! Einmal klopfte mir das Herz, ich sah jemand am Wege liegen, der fortwährend mit dem Kopfe nickte. Wenn ich mich bückte, konnte ich die Gestalt sehen, wie sie sich gegen den Nachthimmel abhob. Mein Zögern, darauf loszugehen, ist erklärlich. Doch es mußte sein, und wie ich näher herankam, stand sie plötzlich auf und war ein Schaf, das sich zum Wiederkäuen niedergelegt hatte, aber von „Ohnekopf“ und „Pferdefuß“ keine Spur. Erst am Schlusse des Winters, wie ich nach W. abgehen mußte, habe ich von meinen abendlichen Wanderungen erzählt.

Die Erzählungen von Hinderk Lammers in Kritzum, der wegen seiner schlechten Taten vom Teufel an die Kritzumer Muhde gestellt war, um mit einem „Stepke ohne Boden“ die Muhde leer zu schöpfen im Anklang an die Sage von den Danaiden mit ihrem Faß - sowie die Beschreibung der Irrlichter, „Doodelüchten“ genannt, hatte uns Kindern Furcht eingeflößt, so daß wir nicht gern im Dunkeln allein auf die Straße gingen. Mit Recht muß man fordern, daß die Eltern Sorge tragen, daß die Erzählungen von Spukgeschichten und Ammenmärchen, wie sie so gerne vom Dienstpersonal dem kindlichen Geiste dargeboten und dem kindlichen Gemüt verderblich werden, unterbleiben.

Jedes dunkle Ereignis im Orte sollte und mußte eine Bedeutung haben. So

war beim „Verlүүden“ des früheren Armenhausvaters Plöger die Glocke geborsten, das hatte etwas zu bedeuten, während die Aufgeklärten sagten: „Och, Frau Sleur hör Schuude is tūschen de Klokke un de Knepel komen, do is de Klokke busten.“

Zum Schluß statten wir unsern lieben Heimgegangenen noch einen Besuch ab. Sie schlummern feierlich am Westende des Ortes, da, wo früher die alte, gewaltige Kirche stand, auf dem Platze, der von Ulmen umgeben ist, seitab von der Straße, so daß Ruhe und Frieden dort herrscht. Manche sind entschlafen nach jahrelangem Siechtum, andere wurden mitten im Leben plötzlich abgerufen, was zum Teil auf den Denksteinen, die ihnen gesetzt sind, zum Ausdruck gebracht ist. Vor längerer Zeit ist auch ein Grabkeller gebaut, aber nie in Benutzung genommen worden. Der Besitzer hatte ihn erbaut von einem kleinen Erbteil, das ihm hinterlassen worden war und wußte nun nichts Besseres mit dem Gelde anzufangen. Verwahrlost liegt er daher. Der Platz auf dem Friedhof wird enge, man merkt das am bes-  
ten, wenn man nach längerem Zeitraum die Heimat aufsucht und dann die vermehrte Zahl der Grabsteine sieht. Lange Reihen von Namen liest man, Namen, die so manche trübe Erinnerung wecken, und auch solche, die Ver-  
anlassung geben, daß man die Jugendzeit noch einmal am geistigen Auge vorüberziehen läßt, und sich dankbar erinnert der lieben Alten, die an uns gearbeitet haben, in Wort und Tat unser Vorbild gewesen sind und durch ihren Humor uns so manche freundliche Stunde bereitet haben. Mit sanftem Lächeln auf den Lippen in Gedanken an die köstlichen Erinnerungen schauen wir die Sprüche an auf den Denksteinen, und immer wieder kehrt der Spruch:

„Die Liebe höret nimmer auf“  
- auch nicht die Liebe zur heimatlichen Scholle.











